This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Boeckes

Kleine Freundin und Frau

Von

Dr. Otto Klein

UC-NRLF

$B 315 660

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class 867z
K64

8 1905

Goethes Kleine Freundin und Frau

Von Dr. Otto Klein.

Straßburg i. E.
Verlag von Josef Singer
1904

Goethes
Kleine Freundin und Frau.

Goethes
Kleine Freundin und Frau.

Von

Dr. Otto Klein.

Straßburg
Verlag von Joſef Singer
1904.

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort.

Ist Christiane von Goethe geb. Vulpius auch nicht mehr eine „mythische" Figur unserer Literaturgeschichte, so doch eine vielumstrittene, vielgelästerte — vielgelobte. Der Kampf, der einst zu Lebzeiten sie umbrauste und auch nach ihrem Tode forttobte, ist bis zum heutigen Tage nicht ausgekämpft. Selbst unter den berufenen und freiwilligen Goetheforschern-Literatoren und Goethe-Freunden ist keineswegs nur eine Ansicht über den Wert oder Unwert Christianens die herrschende.

Da sagen die einen: sie allein ist die passende Frau für einen Goethe gewesen, nur einer solchen bedurfte er zu freier und ungehemmter Entwickelung seiner selbst, und die anderen: Christiane ist gesellschaftlich und geistig ein zu unbedeutendes Geschöpf, als daß es einem solchen Manne genügen oder gar ein wahrhaftes Eheglück bereiten konnte.

Von den Stimmen, die in der breiten Masse des Volks zetern und schreien über die „Köchin", „Wirtschafterin", „Haushälterin" und „ungebildete Person", mit welcher der Dichter so viele Jahre im Konkubinat gelebt hat, darf billigerweise gänzlich geschwiegen werden. Diese von Vorurteilen Befangenen wissen übrigens kaum, was sie tun, umsoweniger als sie vielfach von frühester Jugend an nur Skandalgeschichten über Goethes „kleine Freundin" und Frau gehört haben, die sie für bare Münze nehmen und nun auch in Umlauf zu setzen bemüht sind. Und woran empfindet die Mehrzahl des verehrlichen großen Publikums größere Lust und Freude, als am Weitertragen, Ausschmücken und Breittreten alter und neuer Klatschgeschichten? Was aber einmal, und wäre es selbst das Unglaublichste, feste Wurzel in der Anschauung und Meinung der allgemeinen Volksmenge gefaßt hat, ist so leicht nicht auszurotten, geschweige denn mit Stumpf und Stiel.

Dank den in letzten Jahren wiederholt veröffentlichten Dokumenten hat nun aber doch schon begonnen ein besseres Urteil über Christiane Platz zu greifen, und es ist wahrlich an der Zeit, daß ihr Charakterbild nicht von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, sondern in seiner wahren Schönheit und Liebenswürdigkeit erkannt wird.

Dazu möchte auch ich mit dieser Schrift verhelfen und wenigstens einen Stein hinzutragen zu dem Ehrendenkmal, das zu errichten der Gattin ihres größten Geistesheroen die Nation verpflichtet ist. Nicht Erz und Stein sollen reden von der selbstlosen, aufopfernden Pflichttreue Christianens, vielmehr von Mund zu Mund ihr Lob laut werden, auf daß der Vielgelästerten Bild rein und hehr vor den Augen des Volkes ersteht.

Was Goethe und seine Freunde, was die weimarische Gesellschaft und auswärtige Kreise, was des Dichters allverehrte und hochragende Mutter, Verwandte und Bekannte über das Verhältnis des Dichterfürsten zu Christiane, seinem „häuslichen Mädchen" und seiner Gattin, gesagt und geschrieben haben, was schließlich diese selbst an des großen Mannes Seite gefühlt, gedacht und kundgegeben hat, — das alles habe ich, soweit es in meinen Kräften lag, zusammengetragen, um Christiane von Goethe in dem Lichte zu zeigen, in dem ihre Gestalt der Nachwelt übermittelt zu werden verdient.

Fast ausschließlich habe ich Christianens Zeitgenossen, sie selbst und Goethe reden lassen; denn sie liefern uns die besten Zeugnisse für das, was die Vielverkannte an Tugenden und Verdiensten, und was auch sie an menschlichen Schwächen besessen hat.

Wenn ich daher zumeist den Worten und Äußerungen anderer gefolgt bin, so wolle man dies mir nicht als Vergehen anrechnen. Das Büchlein macht keineswegs den Anspruch, etwas selbständig-Bedeutendes zu liefern, eine Lücke in der ohnehin schon gewaltigen Goetheliteratur auszufüllen und neue Gesichtspunkte zu erschließen, sondern ist lediglich aus dem Wunsche heraus geschrieben, auch meinerseits ein geringes beizutragen, der Lebensgefährtin des großen Olympiers die ihr gebührende Anerkennung und Ehre im Herzen des Volkes zu schaffen.

So möge denn diese bescheidene Arbeit freundlich willkommen geheißen werden und die Teilnahme aufs neue erwecken für Goethes „Kleine Freundin" und Frau.

Sommer 1904. **Der Verfasser.**

Einleitung.

Am 18. Juni 1788, abends 10 Uhr, war Goethe von seiner Reise nach Italien in Weimar eingetroffen.

„Ja mein Lieber ich bin wieder zurück", schreibt er 4 Wochen später am 21. Juli an Fritz Jacobi, „und sitze in meinem Garten, hinter der Rosenwand, unter den Aschenzweigen und komme nach und nach zu mir selbst. Ich war in Italien sehr glücklich, es hat sich so mancherley in mir entwickelt, das nur zu lange stockte, Freude und Hoffnung ist wieder ganz in mir lebendig geworden. Mein hiesiger Aufenthalt wird mir sehr nützlich seyn. Denn da ich ganz mir selbst wiedergegeben bin; so kann mein Gemüth, das die größten Gegenstände der Kunst und Natur fast zwey Jahre auf sich würcken ließ, nun wieder von innen heraus würcken, sich weiter kennen lernen und ausbilden".

Frohen und guten Mutes war er heimgekehrt aus dem Lande, „wo einerseits vom großen alten Heidentum und andererseits von ungebrochener Menschlichkeit ein kräftiger Zug durch Kunst und Leben geht“,[1]) und wohin namenlose Sehnsucht ihn gezogen hatte, „die in den letzten Jahren eine Art von Krankheit wurde, von der ihn nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte“,[2]) — heimgekehrt mit dem erhebenden Bewußtsein, die überquellende Fülle seiner erworbenen Schätze nun erst recht nützlich anzuwenden zum Wohle seiner weimarischen Freunde und zum Wohle von Stadt und Land.

„Find ich Ruhe die ich mir wünsche, so sollt ihr sehen was ich gewonnen habe“, lautet ein Satz in dem Schreiben vom 25. Mai 1787 aus Neapel an Frau v. Stein, und ähnlich aus Rom vom 25. Januar:

„Wenn ich gedencke was für schöne Sachen in Deutschland, in unsrer Nähe sind, die mir nun erst alle geniesbar werden; so freu ich mich recht auf nach Hause. Wie hab ich in alle diesen Sachen herumgetappt, nun erscheint mir das liebe Licht und wie freut mich's daß ich dir's bringen kann. Ich erinnere

[1]) Briefe von Goethes Frau an Nicolaus Meyer. Straßburg 1887.

[2]) An Carl August. Rom. 3. November 1786.

mich noch wohl wie einem alle Menschen biß zur Verzweiflung imponiren, die aus Italien kommen, ich will euch keine Schmerzen, sondern Freuden, keine dunckle, sondern klare Begriffe mitbringen, euch nicht nur sagen: ich hab es gesehn, sondern es euch sehen machen".

Er war heimgekehrt, doch als ein anderer, denn der er vor einundzwanzig Monaten hinausgezogen war. Die Heimat empfing ihn mit offenen Armen. Seine Freunde waren zumeist die gleichgesinnten und seine Stellung im Herzogtum war die einflußreichste geblieben, oder vielmehr erst recht geworden durch des Fürsten einsichtsvolle Bestimmungen, — er aber war ein anderer. Seine Gedanken konnte er nicht losreißen von Italiens Herrlichkeiten. Das Leben in Weimar, das halb Dorf halb Stadt, erschien ihm lähmend, die Gesellschaft fade und spießbürgerlich, der Freundeskreis fremd und schal in Begriffen und Lebensanschauungen. Selbst die heimatliche Sonne leuchtete ihm nicht warm und goldig. Der Himmel dünkte ihn ewig von Wolken verhängt, und was er unter Italiens tiefblauem Himmelszelte geklagt, das galt jetzt erst recht.

„Wir Cimmerier im ewigen Nebel und Trübe wissen kaum, was Tag sey, uns ist's einerley ob's Tag oder Nacht ist; denn welcher Stunde können wir uns unter freiem Himmel freuen!"

„Der trübe Himmel verschlingt alle Farben", schreibt er am 22. Juli 1788 an Frau v. Stein, und am 31. August: „Die Witterung macht mich ganz unglücklich und ich befinde mich nirgends wohl als in meinem Stübgen, da wird ein Caminfeuer angemacht und es mag regnen wie es will."

Noch trefflicher charakterisieren die folgenden Worte seine damalige trostlose Stimmung und seinen bedrückten Gemütszustand:

„Aus Italien, dem formreichen, war ich in das gestaltlose Deutschland zurückgewiesen, heiteren Himmel mit einem düstern zu vertauschen. Die Freunde, statt mich zu trösten, brachten mich zur Verzweiflung. Mein Entzücken über entfernteste, kaum bekannte Gegenstände, mein Leiden, meine Klagen über das Verlorene, schien sie zu beleidigen; ich vermißte jede Teilnahme, niemand verstand meine Sprache."

Auch sie, die ihm alles gewesen, Charlotte v. Stein, hat sich, durch seine Flucht nach Italien gekränkt, von ihm zurückgezogen. Mochte er von dort aus die liebeglühendsten Briefe an sie gerichtet haben, seine Flucht galt ihr doch nichts anderes als eine Lossagung, als Verrat und Bruch ihres innigen Liebesbundes. Sie konnte es dem Geliebten nicht verzeihen, daß er auf Jahre sich ihr entriß, und als er wiederkehrte, in der Hoffnung, aufs freudigste

empfangen zu werden, schreckte er zurück vor dem kühlen, ernüchternden Empfange der gereizten und bitter grollenden Frau.

Hat Goethe auch vielleicht dadurch gefehlt, daß er anfangs ein wenig Versteckspiel auf der Reise gen Süden mit der Geliebten getrieben und sie lange Zeit ohne Nachricht über seinen Aufenthalt gelassen, so ist er in dem ihn umfangenden Trubel und Traumleben sich jedenfalls nicht bewußt gewesen, welchen Schmerz und Kummer er gerade durch diese Heimlichkeit seiner „Geliebtesten, Einzigen, der sich seine ganze Seele enthüllen und hingeben mag", bereiten mußte. Und er hat bitter bereut, daß durch sonderbare Umstände so spät erst seine für sie bestimmten Tagebücher an sie gelangt waren, bitter bereut, daß er „ihr Schmerzen verursacht habe".

Gibt es wohl glänzendere Belege hierfür, als der Inhalt seiner Schreiben vom 23. Dezember 1786 und 17. Januar 1787?

„Meine Liebe! Meine Liebe! Ich bitte dich nur fusfällig, flehentlich, erleichtere mir meine Rückkehr zu dir, daß ich nicht in der weiten Welt verbannt bleibe. Verzeih mir grosmütig was ich gegen dich gefehlt und richte mich auf. Sage mir oft und viel wie du lebst, daß du wohl bist daß du mich liebst. . . . . sieh mich nicht von dir Geschieden an,

nichts in der Welt kann mir ersetzen was ich an dir, was ich an meinen Verhältnißen dort verlöhre. — —. Verzeih mir ich kämpfte selbst mit Todt und Leben und keine Zunge spricht aus was in mir vorging ... Meine Tagebücher müssen endlich kommen und dir mein Herz bringen, dir sagen daß du mir einzig bist und daß du mit niemand theilest. Lebe wohl! liebe mich! — Im Leben und Todt der deine."

„Seit dem Todte meiner Schwester hat mich nichts so betrübt, als die Schmerzen die ich dir durch mein Scheiden und Schweigen verursacht. Du siehst wie nah mein Herz bey dir war. Warum schickt ich dir nicht das Tagebuch von jeder Station! Ich kann nur sagen und widerholen verzeih und laß uns von neuem und freudiger zusammen leben."

Solchen Liebesschwüren und Reuekundgebungen hätte ein wahrhaft liebendes Weib nicht widerstehen können, aber Frau v. Stein war eben nicht ein solches, sondern eine „kluge Weltdame", der es schmeichelte, sich in des Dichters Ruhme zu sonnen und am Hofe als seine Muse zu gelten. „Ihr Vorzug muß ein hoher Grad weiblicher Schlauheit gewesen sein, vermöge dessen sie sich dem liebenden Manne anzuschmiegen und unentbehrlich zu machen wußte. Besondere Zeichen von Geist oder von Herzensgüte sind ganz unbekannt; was an Äußerungen, Briefen und

Versen vorhanden ist, ist mittelmäßig; ihr Charakter enthüllte sich bei dem Bruche mit Goethe als durchaus ordinär; war sie schon vorher eigennützig gewesen, so zeigte sie sich nun als boshaft und verläumderisch. Diesem Weibe hat Goethe seine schönsten Mannesjahre gewidmet. Sie zog ihn zu sich heran, erwärmte ihn bis zu einem gewissen Grade, stieß ihn dann wieder zurück, und hätte das Spiel, bei dem der Mann durch die Unnatur des Verhältnisses litt, am liebsten bis an ihr Lebensende fortgesetzt, ohne Rücksicht darauf, was ihm verloren ging".[1])

Ist dieses Urteil auch ein herbes und steht es namentlich zu dem Schölls und Düntzers in krassem Gegensatz, so liegt doch unendlich viel Wahres in ihm, wie schon Adolf Stahr, Robert Keil und andere den wahren Charakter dieser Frau bloßgestellt und den Heiligenschein ihr vom Haupte genommen haben.

Wie wenig zartfühlend sie gewesen, die nach Düntzer „eine der ersten Stellen im Herzen des Volkes verdient", wie grenzenlos gehässig sie sich gezeigt hat, dafür liefert den besten Beweis ihr Trauerspiel „Dido", in dem sie sich und Goethe auftreten läßt und worin sie ohne Bedenken rücksichtslos alle

---

[1]) Dr. P. J. Möbius, Goethe und die Geschlechter. Halle 1903. Seite 29.

ihre gegenseitigen Beziehungen ans Licht zerrt und das intime Verhältnis, das länger als 10 Jahre bestanden, öffentlich an den Pranger stellt.

Versuchte Goethe nach seiner Rückkehr aus Italien wohl hin und wieder einen freundschaftlichen Verkehr mit ihr anzubahnen und die Fortdauer ihres Liebesbundes von neuem zu erwecken, so war es ihm unmöglich, die Kluft, die sich zwischen ihnen aufgetan, zu überbrücken und den Bruch zu heilen.

An eine innere Versöhnung war vorerst nicht zu denken.

„Eine Liebe hatt' ich, sie war mir lieber als alles!
Aber ich hab sie nicht mehr! Schweig und ertrag den Verlust."[1])

So äußerte sich der Dichter ein Jahr nach der Trennung von seiner Geliebten, und die Verse lassen erkennen, wie schwer er gerungen hat, um den schmerzlichen Verlust zu verwinden und dem entschwundenen Glück zu entsagen.

Von Charlotte aufgegeben, von den weimarischen Freunden unverstanden, von dem cimmerischen Himmel bedrückt, sehnte sich Goethe zurück in die heitere, fröhliche Studien- und Lebensgemeinschaft Roms, aus der jeder Brief herzliche Zeichen ihm brachte von

---

[1]) Venezianisches Epigramm.

Liebe, Dankbarkeit, Anerkennung und innigstem Verständnis; und es gelang ihm nicht, „eine leidenschaftliche Erinnerung an jene Zeit aus dem Herzen zu tilgen".

Einsam fühlte er sich daheim. Leer und öde schien ihm sein Haus, wenngleich er jetzt häufiger Menschen um sich sah, denn in den letzten Jahren vor seiner Romfahrt. Was aber galten ihm Menschen, die sein Streben nicht verstanden und all seinen Bemühungen, die von ihm in Italien gewonnene und gründlich gefestigte Kunstrichtung- und Anschauung in die Gebildeten seines Volkes zu übertragen, nicht nur völlige Gleichgültigkeit entgegenbrachten, sondern diesen seinen Ideen, Plänen und Zielen sogar widerstrebten und einen von ihm längst überwundenen Kunststandpunkt hartnäckig behaupteten?

„Er will durchaus nichts mehr für seine Freunde sein . . . für Weimar taugt er nicht mehr", klagt Karoline Herder. Aber er taugte nur deshalb nichts für Weimar, weil er zu viel wollte, zu viel für Weimar, zu viel für die Freunde, zu viel für das deutsche Volk; und er taugte nichts mehr für die weimarer Gesellschaft, weil sie in einem beschränkten, engumfriedigten Kreise einer kleinen Residenz sich bewegte und dem hohen Fluge des Menschen, Dichters, Gelehrten und Kunstkenners Goethe, der nichts

Geringeres plante, als sein Weimar zur Kunstmetropole Deutschlands zu erheben, nicht zu folgen vermochte.

Weit hatte sich Goethe entfernt aus diesem engen Zirkel kleinstädtischer Begriffe und Lebensauffassungen. „Er fühlte sich — nach H. Viehoff — gegen das Urteil der Welt, das er früher schon nicht hoch anschlug, gehärteter als je; es sollte ihm sein Leben nicht mehr verkümmern. Von einer besonderen Verstimmung war er gegen die feinern und vornehmern Kreise durchdrungen. — Das frische Leben der unteren und mittlern Stände, in welches er in Italien tief hineinblickte, hatte ihm den Geschmack an dem glänzend überfirnißten oft so hohlen Treiben der obern Klasse gründlich verleidet."

Es ergriff ihn heißes Verlangen nach Natur und freieren Sitten, nach Freiheit von allem gesellschaftlichen Zwange, die er in Italien gefunden, doch hier in Weimar entbehren sollte. Heimweh bemächtigte sich seiner nach dem verlorenen sonnenhellen Italien. Die Hoffnung, dereinst „wieder ins glückliche Land zu finden", lebte beständig in ihm also, daß seine Freunde schon dem Gerüchte Glauben zu schenken begannen, er werde abermals gen Rom fliehen.

Sinnlich angeregt, mit leidenschaftlicher Vorliebe für das klassische Altertum, seinen eigenen Worten im „Tasso" nachlebend, die da sagen: „erlaubt ist,

was gefällt", war er als „decidierter Nichtchrist" zurückgekehrt und fühlte in seinem Innern ein Bangen nach jener Liebe, die wohl das Herz, nicht aber die persönliche Freiheit kettet. Er wollte geliebt sein und wieder lieben, ohne gebunden zu werden. Wo aber sollte er ein Wesen finden, selbstlos genug, in seiner Liebe das ein und alles zu sehen?

Sein guter Stern führte ihm ein solches Wesen indes gar bald zu, bestimmt, in sein trübes Dasein Licht zu werfen und ein bescheiden-häusliches Glück ihm zu schaffen.

Demoiselle Vulpius.

„Goethe hätte", wie Riemer erzählt, „mehr als sein halbes Leben ohne das Glück eines häuslich-geselligen Zustandes hingebracht, wenn er sich nicht nach einem teilnehmenden, der Anhänglichkeit fähigen Wesen umgesehen und in einer Person gefunden, die ganz geeignet war, sowohl für seinen Haushalt zu sorgen, als durch anspruchslose und naive Munterkeit sein durch Unbilden des Lebens und der Menschen getrübtes Leben zu erheitern, den Mißmut zu verscheuchen und durch Abnahme widerlicher Sorgen ihm die völlige Widmung an Kunst, Wissenschaft und Amt zu erleichtern."

Christiane Sophie Vulpius, die am 1. Juni 1765 geborene Tochter des weimarischen Amtsarchivars Johann Friedrich Vulpius, war vom Geschick dazu bestimmt, dem großen Manne die liebende Genossin zu werden.

Ihr Vater, in seinen letzten Lebensjahren der Trunksucht ergeben, war im März 1786 gestorben und hatte die Familie in kümmerlichsten Verhältnissen und größter Dürftigkeit zurückgelassen, wenn von einem Zurücklassen überhaupt die Rede sein kann, da die Kinder sich schon vorher von dem leichtsinnigen Vater getrennt hatten.

Ein älterer Bruder Christianens, der am 23. Januar 1762 zu Weimar geborene Christian August Vulpius, ein fruchtbarer Romanschriftsteller, Sagen- und Altertumsforscher, gelangte durch seinen vielgelesenen Roman „Rinaldo Rinaldini" später zu einer gewissen Berühmtheit.

In Jena hatte er „Jura studirt, sich auch auf Geschichte und Diplomatick gelegt"[1]) und schon zu dieser Zeit sich mehrfach schriftstellerisch tätig bezeigt, um auf diese Weise auch seinerseits ein Scherflein beizutragen zum Unterhalte der Familie.

Goethe hatte sich schon vor Antritt seiner italiänischen Reise für diesen talentvollen jungen Mann verwendet und ihm seine Unterstützung zuteil werden lassen, wie er es auch späterhin tat, indem er ihm im Jahre 1797 eine Stelle als Theatersekretär verschaffte und 1805 seine Beförderung zum Bibliothekar veranlaßte.

---

[1]) Vgl. Brief an F. G. Jacobi vom 9. Sept. 1788.

Als nun Vulpius im Jahre 1787 aus seiner Stellung eines Privatsekretärs bei dem Kreisgesandten von Soden in Nürnberg, „der ihn als ein ächter Geizhals behandelte“,[1]) entlassen wurde, wandte er sich nach seiner Heimat, in der Hoffnung, der eben aus Italien zurückgekehrte Minister Goethe werde abermals ihm seine Hilfe angedeihen lassen und ein Amt verschaffen.

Ob es Berechnung war, daß er seine hübsche Schwester Christiane zur Überbringerin der Bittschrift erwählte? Sicherlich. Ein jeder Weimaraner wußte hinlänglich, daß der Doktor Goethe den Lockungen nicht widerstand, „die von den Reizen der Jugend und Schönheit in Frauengestalt ausgingen“, den „Mieſels“ gern in die „Augelchen“ guckte und galante Dinge zuflüsterte, und so durfte Vulpius auch eher auf Gewährung seiner Bitte rechnen, sofern sie von zarter Hand dem allmächtigen Manne überbracht wurde.

Christiane lebte im Hause ihrer Tante Juliane Auguste Vulpius und erwarb, vereint mit ihrer Halbschwester Erneſtine, in der Blumenfabrik von Bertuch durch Anfertigung künstlicher Blumen und sonstiger weiblicher Handarbeiten kümmerlich ihren Lebensunterhalt. Bei dieser Beschäftigung soll sie in jener

[1]) Vgl. Brief an F. G. Jacobi vom 9. September 1788.

Fabrik von Goethe zum ersten Mal gesehen worden sein, ihre Schönheit den Dichter sogleich mächtig ergriffen und seine besondere Aufmerksamkeit dadurch auf sich gelenkt haben, daß sie einen vornehmen Herrn seiner Begleitung, der sich gegen sie etwas herauszunehmen erlaubte, mit gesunder Schlagfertigkeit in die Grenzen des Erlaubten und Schicklichen wies.

Als sie daher später, im Juli 1788, vier Wochen nach Goethes Heimkehr, im Parke ihm entgegentrat und des Bruders Bittschrift überreichte, hatte die liebliche Schönheit es ihm vollends angetan, und über beider Geschick die Begegnung entschieden, denn „wer sie als junges Mädchen von naivem, freundlichem Wesen, mit vollem, rundem Gesicht, langen Locken, kleinem Näschen, schwellenden Lippen, zierlichem Körperbau und niedlichen, tanzlustigen Füßchen gekannt hätte, würde Goethes Geschmack und Wahl nicht gemißbilligt haben".

So urteilte Riemer, der vertraute Sekretär Goethes, und mag Christiane zur Zeit der Begegnung mit Goethe den Schmelz der ersten taufrischen Jugend auch nicht mehr besessen haben, so muß sie doch von sinnbestrickender Anmut gewesen sein, sonst hätte sie nicht jenen entscheidenden Eindruck auf den liebesverwöhnten Dichter gemacht und ihn nicht noch späterhin zu der in der vierten Elegie enthaltenen Schilderung begeistert:

„. . . ein bräunliches Mädchen, die Haare
Fielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab,
Kurze Locken ringelten sich ums zierliche Hälschen,
Ungeflochtenes Haar krauste vom Scheitel sich auf."

Daß unter diesem bräunlichen Mädchen kein anderes verstanden als Christiane, ist wohl zweifelsohne, wenngleich Bielschowsky auch diese Schilderung für die römische Faustine in Anspruch nimmt, wie nach seiner Überzeugung in den Elegien ja überhaupt nicht Christiane, sondern jene römische Geliebte die Hauptfigur sein soll, sagt er doch von diesen Dichtungen in Band I seines „Goethe", 4. Auflage, auf Seite 517: „Das Verhältnis zu Christiane gab Goethe nur Mut und Stimmung, sie (mit einigen thüringischen Zusätzen) auszuarbeiten und zu redigieren".

Wie dem auch sein mag, haben das Verhältnis zu Christiane, oder, wie Goethe in den Annalen sich ausdrückt: „angenehme häuslich-gesellige Verhältnisse" ihm eben „Mut und Stimmung" verliehen, so wird die Geliebte sicherlich auch reichlichen Anteil an seinen römischen Elegien und durch ihren Liebreiz auf des Dichters empfängliches Gemüt derart eingewirkt haben, daß vielfach ihr Bild sich in jenen Dichtungen wiederspiegelt. Und so dürfen wir getrost die herrlichen Verse der dritten Elegie gleichfalls auf Christiane beziehen und aus ihnen entnehmen, wie innig die

Beziehungen Goethes zu dem lebensfrohen, echten Naturkinde sich gestaltet hatten:

„Laß dich, Geliebte, nicht reun, daß du mir so schnell dich ergeben!
Glaub' es, ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von dir.
Vielfach wirken die Pfeile des Amor: einige ritzen,
Und vom schleichenden Gift kranket auf Jahre das Herz.
Aber mächtig befiedert, mit frisch geschliffener Schärfe
Dringen die andern ins Mark, zünden behende das Blut."

Der 13. Juli 1788 wird als der Tag bezeichnet, an welchem Goethe die „Gewissensehe" mit Christiane Vulpius einging, unbekümmert um das Geschwätz seiner Umgebung, die Entrüstung von Freunden und Feinden und den boshaften Klatsch der weimarischen adeligen Damenwelt.

„Ich wünsche mir eine hübsche Frau,
Die nicht alles nähme gar zu genau,
Doch aber zugleich am besten verstände,
Wie ich mich selbst am besten befände."

Eine solche Frau hatte Goethe nach Herzenswunsch gefunden in dem geliebten Mädchen, das bescheiden zu ihm emporblickte, sich ganz ihm hingab in grenzenloser Zuneigung und alle seine Liebe reichlich dankte.

Nun war der allzeit Ehescheue doch eine Ehe eingegangen, freilich nicht nach Sitte und Herkommen, sondern, wie es ihm Herz und Gemüt eingab, nach eigenem freien Ermessen auf römischer Grundlage.

Wohl handelte er gegen die Gesetze der menschlichen Gesellschaft, aber die Worte „ich bin verheiratet, nur nicht durch Ceremonie" lassen erkennen, wie ernst er dieses Bündnis, das der kirchlichen Weihe entbehrte, auffaßte, und daß er die Zeremonie der Trauung nur als etwas Äußerliches betrachtete.

„Sie ist immer meine Frau gewesen", äußerte er sich nach der im Jahre 1806 erfolgten Einsegnung seiner Ehe zu den ihn Beglückwünschenden und brachte dadurch zum Ausdruck, daß er das Verhältnis mit Christiane stets als ein gesetzliches angesehen hatte.

Goethe hatte von der Ehe damals überhaupt sehr strenge Begriffe, und das mag wohl auch mit ein Grund gewesen sein, weswegen er sich allzeit fürchtete, eine Heirat einzugehen und durch der Ehe Fesseln in seinem Schaffen hemmen zu lassen. Noch als Greis sagte er zum Kanzler v. Müller: „Eine Verlobung oder Heirat aus dem Stegreife war mir von jeher ein wahrer Greuel. Eine Liebe wohl kann im Nu entstehen, und jede echte Neigung muß irgend einmal gleich dem Blitze plötzlich aufgeflammt sein, aber wer wird sich denn gleich heiraten, wenn man liebt? . . Solch ein wichtiger Lebensschritt will allseitig überlegt sein und längere Zeit hindurch, ob auch alle individuellen Beziehungen, wenigstens die meisten, zusammen passen".

Diese strenge Auffassung von der Wichtigkeit und Gefährlichkeit eines solchen Lebensschrittes hat sicherlich auch dazu beigetragen, daß er den Bund mit Christiane erst achtzehn Jahre nach ihrem ersten Zusammentreffen hat sanktionieren lassen, wenngleich noch manch andere Bedenken ihn davon zurückhielten, wie seine Abneigung gegen alle kirchlichen Zeremonien und die Überlegung, daß eine sofort geschlossene formelle Ehe einen Bruch zwischen ihm, der Gesellschaft und dem Hofe hätte herbeiführen müssen, denn nimmer hätten sich letztere dazu verstanden, schon in jenen Jahren um 1790 Christiane als seine ebenbürtige Gattin anzuerkennen und als „Frau Geheimrätin" zu empfangen. Hätte er also Christiane damals geehelicht, so wäre sie nur einer Reihe von Kränkungen und Demütigungen ausgesetzt gewesen, oder er hätte Weimar mit ihr verlassen und alles aufgeben müssen, wofür er jahrelang gewirkt und geschaffen. Das aber konnte und durfte nicht sein um seiner selbst und um Christianens willen, und da letztere keineswegs auf eine Eheschließung drängte, vielmehr mit ihrer Lebensstellung vollauf zufrieden war und kein größeres Glück von einer glänzenden Rangerhöhung sich versprach, so blieb sie seine „kleine Freundin", sein Weib auch ohne des Priesters Segen, und er genoß ein vollkommenes Liebesglück an ihrer

Seite, meinte doch auch die Mutter, ihr „Hätschelhans" werde „so glücklicher sein, als in einer fatalen Ehe".

Wie machtvoll muß jene erste Begegnung mit Christiane auf den Dichter gewirkt, wie ganz der Blick aus den freundlichen braunen Augen ihn bezaubert und das Glück, in der Geliebten die Gattin gefunden zu haben, ihn berauscht haben, wenn er noch als Greis dieser Stunde nicht nur in süßer Erinnerung gedenkt, sondern auch ein Monument setzt, dessen wunderbare Schönheit und einfache Größe ewig unvergänglich sein wird und uns mit stiller Bewunderung und Andacht erfüllt!

Wer kennt nicht das duftige Lied, dessen Überschrift „Gefunden" uns ahnen läßt, wen er gefunden hat, und dessen vollendete Form und frischer Ton jedes empfängliche Herz mit süßem Entzücken durchbeben muß?

„Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich
Ein Blümchen stehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Äuglein schön.

Ich wollt' es brechen,
Da sagt' es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?

Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus.

Und pflanzt' es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort."

Einem Ritt nach Ilmenau verdankt dieses Gedicht seine Entstehung. „Daß ich unterwegs heiter war, seht Ihr aus den Versen", schreibt Goethe an Christiane und setzt unter die Handschrift das Datum „26. August 1813" und „Frau v. Goethe" als Aufschrift. Letztere hat er sodann später, um die poetischen Früchte seiner Liebe unverhüllt der Öffentlichkeit anvertrauen zu können, in das gleichnisartige „Gefunden" umgeändert.

Noch eine ganze Reihe weiterer Dichtungen läßt erkennen, wie glücklich sich Goethe in diesen Zeiten der jungen Liebesgemeinschaft fühlte und wie sehr der Besitz des trauten Mädchens seine Seele mit Wonne erfüllte. Nicht allein geben die „Elegien" dieser sonnigen Stimmung Ausdruck, nicht nur „der

neue Pausias", worin er Christiane als Blumenmädchen verherrlicht und sein „häusliches Leben im Bilde antik-heidnischer Künstlerschaft" darstellt, sondern vor allem jene köstlichen Gedichte voll lebendiger Wahrheit und Schönheit wie „Morgenklagen" und „Der Besuch", auf die so recht Anwendung findet, was er einst von seinen Gedichten im Allgemeinen gesagt hat, nämlich, „daß sie ihn machten, nicht er sie". — „Hier war kein erfundener Liebhaber, keine erfundene Geliebte, hier war kein gemachter Zustand . . . kein gemachtes Gefühl",[1]) sondern aus ihnen leuchtet uns reinste Wahrheit entgegen, die Wahrheit glücklich genossener Stunden in dichterisch verklärtem Gewande.

„Auf dem Saale fand ich nicht das Mädchen,
Fand das Mädchen nicht in ihrer Stube;
Endlich da ich leis die Kammer öffne,
Find ich sie gar zierlich eingeschlafen,
Angekleidet auf dem Sopha liegen.
— — — — — — — — —
Da betrachtet' ich den schönen Frieden,
Der auf ihren Augenlidern ruhte:
Auf den Lippen war die stille Treue,
Auf den Wangen Lieblichkeit zu Hause,
Und die Unschuld eines guten Herzens
Regte sich im Busen hin und wieder.
Jedes ihrer Glieder lag gefällig,
Aufgelöst vom süßen Götterbalsam.

[1]) Bielschowsky, Goethe 2. Bd. 1904. Seite 280.

Freudig saß ich da, und die Betrachtung
Hielte die Begierde, sie zu wecken,
Mit geheimen Banden fest und fester."

Wer darf in Anbetracht dieser zarten, tief empfundenen Verse noch behaupten wollen, daß des Dichters Liebe zu Christiane nur von sinnlichen Beweggründen geleitet gewesen und „von einer ihn beherrschenden wirklichen Liebesleidenschaft nie und nimmer die Rede war".[1])

Wenn wir die in dem Goethejahrbuch XV veröffentlichte Zeichnung von Goethes Hand betrachten, in der er Christianens Bild festgehalten hat in jenem Augenblick, den er so fein und seelenvoll in des Dichters Sprache ausgemalt hat, so werden wir die Worte verstehen: „Gedicht und Zeichnung sind wesentlich eins, der nur künstlerisch verschiedene, aber gleich wahre Ausdruck derselben herzenswarmen Empfindung",[2]) und uns sagen müssen, daß wo Gedicht und Zeichnung die gleiche Herzenswärme verraten, diese auch überhaupt vorhanden sein muß und nur aus wahrhaft liebender Brust so heiß und innig zu strahlen vermag.

Die „kleine Freundin", wie Goethe Christiane mit Vorliebe benennt, hatte ihm den Frieden gebracht,

---

[1]) Bielschowsky, Goethe 2. Bd. 1904. Seite 8.
[2]) Goethe-Jahrbuch Bd. XV.

den er verloren zu haben schien, seine Sehnsucht in etwas gestillt und seine Klagen zum Schweigen gebracht. Das Verhältnis beider zu einander gestaltete sich von Monat zu Monat inniger und wuchs an Festigkeit, je lauter die Empörung sich breit machte und Männlein und Weiblein der gebildeten Kreise Zeter und Mordio schrieen. Man forderte, daß Goethe „das seiner unwürdige Mädchen" von sich stoßen, nicht aber, daß er es ehelichen sollte, und rechnete die Sünde und Schande nicht so sehr dem Herrn Minister an, als dem armen, elternlosen, lebenslustigen und treu ergebenen Geschöpfe. Eine Flut von Schmähungen und Lästerungen ergoß sich über das einfache bürgerliche Mädchen, schalt es und sein Verhältnis zu dem einflußreichen Manne unsittlich und verdammte und verleumdete es aufs gröblichste.

Ja, wenn es noch eine vornehme, adelige Dame gewesen wäre, aber eine simple Bürgerliche, ein Fabrikmädchen, eines Säufers Tochter und die Schwester eines Mannes, von dem es den Anschein hatte, als ob er in die Fußtapfen des Vaters treten werde, — eine solche sollte die Ehre genießen, des Herrn Geheimrats Geliebte zu heißen? Das war mehr als Anstandsverletzung und forderte die adeligen Damen, die sich durch das „Unsittliche" am meisten verletzt, wenn nicht gar in ihrer eigenen Schwäche

getroffen fühlten, geradezu heraus, gegen Christiane eine förmliche Hetze zu veranstalten. Sie, die am wenigsten Recht hierzu hatten, eiferten am heftigsten, die Adeligen, unter denen viele die Ehe nur für einen bequemen Deckmantel nahmen, um unter ihm ungescheut und ungestraft verbotener Liebe nachzugehen; denn daß die Verletzung der Ehe als eine kleine, leicht zu verzeihende Sünde anzusehen sei, galt ihnen als ausgemachte Sache. In der eigentlichen kirchlichen Eheschließung erblickten sie, in Übereinstimmung mit Goethe, nur etwas form- und gewohnheitsgemäßes. Die Liebe als solche vereinte das Paar, und wo sie die Grundlage bildete der Zusammengehörigkeit von Mann und Weib, da war schon die Ehe geschlossen auch ohne des Geistlichen Segensspruch.

„Es galt", sagt Varnhagen recht bezeichnend, „damals eine Religion der Liebe, in der jedes echte Gefühl als ein heiliges angesehen wurde, gegen das jeder Einspruch unberechtigt war." Und wie trefflich schildert Heinemann die damaligen Zustände, soweit sie jene „Lockerheit der Sitten und der frivolen Auffassung der Ehe" namentlich unter dem Adel betrafen!

„Herder, der Generalsuperintendent von Weimar, fand nichts darin, mit dem Domherrn Dalberg und dessen Maitresse gemeinsam in einem Wagen auf Kosten Dalbergs durch Italien zu reisen; Hamann,

der Magus des Nordens, das Haupt der Frommen, lebte ganz offen, ohne Anstoß zu erregen, im Konkubinat mit der Pflegerin seines Vaters, Anna Regina Schuhmacher; ganz zu schweigen von dem, was die Fürsten, wie z. B. der König von Preußen, Friedrich Wilhelm II., sich mit Genehmigung der höchsten kirchlichen Behörden erlauben durften. Frau von Branconi, die Geliebte des Herzogs von Braunschweig, erschien den Ersten jener Zeit als eine Zierde des Geschlechts. Der junge Schiller sieht nicht nur in Franziska von Hohenheim das Ideal aller Weiblichkeit, nein, er führt selbst die Figur der tugendhaften, bewunderungswürdigen Maitresse in die Literatur ein, ohne irgendwo bei seinen Zeitgenossen Widerspruch zu finden."[1])

Diesen Beispielen läßt sich eine ganze Reihe für die damaligen Verhältnisse recht charakteristischer anführen, doch genügt es, an den Großherzog Carl August zu erinnern, der seine Geliebte, die Schauspielerin Karoline Jagemann, zu einer Frau von Heigendorf ernannte, an Schiller, „dem es sehr angenehm war, daß sein Verhältnis zu der verheirateten Charlotte von Kalb vom weimarischen Hofe gleichsam anerkannt" wurde, und an Goethes höchst bedenkliche,

---

[1]) Heinemann, Goethe. 2. Aufl. Seite 436.

jahrelange Liebschaft mit der Frau von Stein, an der weder Hof noch Adel den geringsten Anstoß genommen und nichts Tadelnswertes gefunden hatten.

Jetzt aber, da Goethe seine Liebe einem bürgerlichen Mädchen zuwandte, erhob sich der Sturm der Entrüstung. Was vorher einer verheirateten adeligen Frau gegenüber als erlaubt gegolten hatte, das galt Christiane gegenüber als unsittlich, verwerflich, abscheulich.

Niemand aber war erbitterter über dieses „skandalöse" Liebesverhältnis als Charlotte von Stein, die es an versteckten und offenen Angriffen gegen Christiane nicht fehlen ließ. In ihrem Haß und Neid kannte sie keine Grenzen. Zwar nahte sich ihr Goethe noch zu wiederholten Malen aufs liebevollste, allein das Band der Liebe und Freundschaft war schon in Rom gelöst, und nicht fesselte ihn die Innigkeit und Zuneigung von einst.

Selbst in den an Charlotte gerichteten Briefen vom 1. und 8. Juni 1789 finden sich noch Stellen, die kundtun, daß der Dichter mit dem Gedanken sich immer nicht vertraut machen kann, sie, die er bis vor kurzem als seine Göttin angebetet, völlig aufzugeben und den entgültigen Bruch herbeizuführen.

„Wie sehr ich dich liebe, wie sehr ich meine Pflicht gegen dich und Fritzen kenne, hab ich durch meine Rückkunft aus Italien bewiesen. —"

„Schencke mir dein Vertrauen wieder, sieh die Sache aus einem natürlichen Gesichtspunckte an, erlaube mir dir ein gelaßnes wahres Wort darüber zu sagen und ich kann hoffen es soll sich alles zwischen uns rein und gut herstellen .. Lebe wohl! Gedencke mein in Liebe . . ."

So hat Goethe in diesen und früheren Schreiben wiederholt versucht, Charlotten auf den Unterschied hinzuweisen, der in seiner Liebe zu ihr und Christiane vorerst noch bestand, aber seine Bemühungen blieben erfolglos. Charlotte fühlte sich zu schwer beleidigt und zu der Erkenntnis gekommen, daß Goethe aus ihren Schlingen sich freigemacht, ihr Spiel mit ihm ein Ende erreicht hat, und sie ihn nicht wieder in ihre Netze ziehen werde. Dies Bewußtsein kränkte sie nicht allein aufs schmerzlichste, sondern beleidigte ihre Eitelkeit aufs höchste, also, daß sie immer von neuem ihre giftigen Pfeile gegen Christiane abschoß. Und doch wagte sie noch einen letzten Versuch, Goethe an sich zu ziehen, denn sie hinterließ ihm, als sie am 4. Mai 1789 nach Bad Ems abreiste, einen Brief, in dem sie ihn aufforderte, zwischen ihr und Christiane zu wählen. In oben erwähntem Antwortschreiben vom 1. Juni setzte Goethe nun seine Beziehungen ihr auseinander, betonend, wie sehr an der Fortdauer der Freundschaft ihm auch fernerhin gelegen sei. Er

machte indeſſen kein Hehl aus ihrem bisherigen unfreundlichen und gehäſſigen Benehmen, ſprach ſich aber mit kräftigen Worten unzweideutig dahin aus, daß von einem Aufgeben ſeines Liebesverhältniſſes zu Chriſtiane, das, wie er ſich zu überreden ſuchte, da er an eine Heirat vorerſt nicht dachte, jedes ernſten Charakters entbehre, keine Rede ſein könne.

„Was ich in Italien verlaſſen habe, mag ich nicht wiederhohlen, du haſt mein Vertrauen darüber unfreundlich genug aufgenommen.

Leider warſt du, als ich ankam, in einer ſonderbaren Stimmung und ich geſtehe aufrichtig: daß die Art wie du mich empfingſt, wie mich andre nahmen, für mich äuſſerſt empfindlich war.

Ich ſah Herdern, die Herzoginn verreiſen, einen mir dringend angebotnen Platz im Wagen leer, ich blieb um der Freunde willen, wie ich um ihrentwillen gekommen war und mußte mir in demſelben Augenblick hartnäckig wiederhohlen laßen, ich hätte nur wegbleiben können, ich nehme doch keinen Theil an den Menſchen u. ſ. w. Und das alles eh von einem Verhältniß die Rede ſeyn konnte das dich ſo ſehr zu kräncken ſcheint.

Und welch ein Verhältniß iſt es? Wer wird dadurch verkürzt? wer macht Anſpruch an die Em-

pfindungen die ich dem armen Geschöpf gönne? Wer an die Stunden die ich mit ihr zubringe?

— — — — — — — — — — —

Aber das gestehe ich gern, die Art wie du mich bißher behandelt hast, kann ich nicht erdulden. Wenn ich gesprächig war hast du mir die Lippen verschloßen, wenn ich mittheilend war hast du mich der Gleichgültigkeit, wenn ich für Freunde thätig war, der Kälte und Nachläßigkeit beschuldigt. Jede meiner Minen hast du kontrollirt, meine Bewegungen, meine Art zu seyn getadelt und mich immer mal a mon aise gesetzt. Wo sollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn du mich mit vorsätzlicher Laune von dir stießest."

Dadurch war der Bruch besiegelt. Christiane blieb Goethes „kleine Freundin", und er lernte das schöne und anmutige Mädchen in seiner unverdorbenen Frische, Herzensgüte, Bescheidenheit und in seinen häuslichen Tugenden immer mehr schätzen und lieben, so daß Sehnsucht ihn schon ergriff, sobald er nur einmal auf kurze Zeit Weimar verlassen mußte.

Während eines vorübergehenden Aufenthalts in Ruhla schreibt er an Herder: „Hier sind wir in dem Lande der berühmten Bergnymphen und doch kann ich dir versichern, daß ich mich herzlich nach Hause sehne, meine Freunde und ein gewisses kleines

Eroticon wieder zu finden, dessen Existenz die Frau dir wohl wird vertraut haben".[1])

Noch dasselbe Jahr sollte sein Glück krönen. Am 25. Dezember schenkte Christiane dem Herrn Geheimrat einen Sohn, der in der Taufe die Namen Julius August Walther erhielt. Der Herzog, nach dem der kleine Weltbürger gerufen wurde, stand selbst Gevatter und hat durch dieses äußere Zeichen seiner Huld der Mit- und Nachwelt zu erkennen gegeben, wie weit er davon entfernt war, in dem Liebesverhältnis seines Freundes etwas anstößiges und sittenloses zu sehen.

Hoch beglückt über das junge Reis, das seinem Stamme entsproß, nahm Goethe zum Zeichen dessen, wie sehr er auch die Mutter achte und liebe, bald nach des Kindes Geburt Christiane zu sich, und kurze Zeit nach der Übersiedelung in das neue Haus am Frauenplan, im Jahre 1793, bereitete er auch ihrer Tante und Schwester ein behagliches Heim im geräumigen Besitze, in dem sie bis zu ihrem Tode zu Anfang des Jahres 1806 verblieben.

Über das häusliche Glück an der Seite seines gutmütigen Mädchens hat der Dichter oftmals seiner unverhohlenen Freude Ausdruck gegeben, so in dem C. G. überschriebenen Epigramm der Votivtafeln von

---

[1]) 10. August 1789.

1796, das in nachstehend veränderter Form als viertes Distichon in die „Vier Jahreszeiten" aufgenommen ist:

„Viele der Veilchen zusammengeknüpft, das Sträußchen erscheinet
Erst als Blume: du bist, häusliches Mädchen, gemeint."

ferner in den beiden Epigrammen:

„Welch ein Mädchen ich wünsche zu haben? ihr fragt mich. Ich hab sie,
Wie ich sie wünsche: das heißt, dünkt mich, mit wenigem viel. An dem Meere ging ich, und suchte mir Muscheln. In einer Fand ich ein Perlchen: es bleibt nun mir am Herzen verwahrt."

„Lange sucht' ich ein Weib mir, ich suchte, da fand ich nur Dirnen.
Endlich erhascht' ich dich mir, Dirnchen, da fand ich ein Weib."

Was braucht es mehr, um die ganze Fülle stillen Seelenfriedens, den Goethe in Christianens Armen gefunden, darzutun! Allein die gehässigen Stimmen in der weimarer Gesellschaft schwiegen keineswegs und ließen sich lauter und lauter hören. Haß und Bosheit gegen Christiane, die still alles erduldete und bescheiden ihre Pflicht tat, indem sie die Sorgen des Haushaltes und die Pflege des Kindes willig und freudig auf sich nahm, konnten sich nicht genug in Verläumdungen ergehen, und da sich keine Handhaben boten, um das stille häusliche Mädchen mit einem Schein des Rechts in den Kot zu ziehen, so erfand man eben das, was in den Augen der Welt und des Geliebten am meisten geeignet war, es herabzusetzen

und zu verdächtigen. Man beschuldigte Christiane der Untreue und verbreitete die aufhetzendsten Gerüchte, doch kehrte sich ebensowenig Goethe an diesen Klatsch, wie die am meisten davon Betroffene.

Nur als es ihm gar zu arg wurde, hat er seinen schützenden Schild über die Geliebte gehalten, die spitzigen Pfeile von ihr abgewehrt und sich selbst zu entschuldigen für nötig befunden, weil doch wohl ein Funke eines gewissen Mißtrauens in seine Seele gefallen sein mag:

„Also sprach die Geliebte und nahm den Kleinen vom Stuhle,
Drückt ihn küssend ans Herz, Tränen entquollen dem Blick.
Und wie saß ich beschämt, daß Reden feindlicher Menschen
Dieses liebliche Bild mir zu beflecken vermocht!“ [1])

Ja, selbst Schiller entblödete sich nicht, den Stab über dieses Verhältnis zu brechen und seinem Freunde Körner am 1. November 1790 zu schreiben:

„Übrigens ergeht's ihm närrisch genug. Er fängt an alt zu werden, und die so oft von ihm gelästerte Weiberliebe scheint sich an ihm rächen zu wollen. Er wird, wie ich fürchte, eine Thorheit begehen und das gewöhnliche Schicksal eines alten Hageſtolzen haben. Sein Mädchen ist eine Mamsell Vulpius, die ein Kind von ihm hat und sich nun in

[1]) Römische Elegie.

seinem Hause fast so gut als etablirt hat. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er sie in wenigen Jahren heirathet. Sein Kind soll er sehr lieb haben und er wird sich bereden, daß wenn er das Mädchen heirathet, es dem Kinde zu Liebe geschehe, und daß dieses wenigstens das Lächerliche dabei vermindern könnte.

Es könnte mich doch verdrießen, wenn er mit einem solchen Geniestreich aufhörte; denn man würde nicht ermangeln, es dafür anzusehen."

Zehn Tage später beantwortet Körner diesen Brief. Wie ganz anders faßt er jenes Verhältnis auf und wie ungleich feinfühliger beurteilt er es! Lassen wir ihn selbst sprechen:

„Seine Heirath mit der Vulpius würde mich nicht sehr befremden. Erstlich fragt sich vielleicht, ob die schlimmen Gerüchte von ihr gegründet sind, und dann wäre es wohl möglich, daß man ihn sein bisheriges Verhältniß nicht in Ruhe fortsetzen ließe. Denke Dir den Fall, daß er dem Mädchen gut ist, daß alle Welt auf sie loshackt, daß er ihr in einer kleinen Stadt keine erträgliche Existenz verschaffen kann, ohne sie zur Frau zu nehmen. In Weimar scheint man über das Concubinat noch etwas anders zu denken als in Berlin."

Schon wenige Monate nach der Geburt seines Knaben sah sich Goethe gezwungen, sein Heim zum

ersten Male auf längere Zeit zu verlassen. Hatte er davon Abstand genommen, gleich nach seiner Rückkehr von Italien aufs neue den Wagen zu besteigen, um dem Wunsche der Herzogin-Mutter Anna Amalia entsprechend als Führer in jenes gelobte Land zu dienen, so konnte er sich jetzt den Bitten gegenüber, wenigstens der Heimkehrenden entgegenzureisen und sie zurückzugeleiten, nicht abermals ablehnend verhalten, und so verließ er denn Weimar am 10. März 1790, zum zweiten Male die Italienfahrt antretend, doch machte ihn der Abschied von Weib und Kind, nach eigenem Geständnis, „ganz mürbe".

Nach Rom sollte ihn der Weg indes nicht führen. Er blieb in Venedig und erwartete hier die Fürstin, deren verspätete Ankunft seinen Aufenthalt über Gebühr in die Länge zog und auf fast acht Wochen ausdehnte.

In wenig behaglicher Stimmung und intolerant „gegen das Sauleben der Nation" schilt er die Lagunen einen Froschpfuhl und Venedig St. Markus im Kot[1]) und schreibt dem Herzog, daß seiner Liebe für Italien ein tötlicher Stoß versetzt sei, denn

„Das ist Italien nicht mehr, das ich mit Schmerzen verließ."[2])

---

[1]) Venetianische Epigramme. Nr. 24 und 25.

[2]) Venetianisches Epigramm Nr. 4.

Wohl hat die böse Witterung, fiel doch selbst in Venedig noch Schnee, das ihre dazu beigetragen, eine solche Mißstimmung aufkommen zu lassen, nicht minder aber die Sehnsucht nach der Geliebten und dem drei Monate alten Kleinen, die er, da sie „sonst in einem schlimmen Falle ganz verlassen sein würden", in dem Schutze des Herderschen Ehepaars zurückgelassen hatte.

Liebend gedenkt er der Seinen, dankbar Herders für die Teilnahme an ihnen, und schreibt in solchem Sinne aus Mantua am 29. Mai an diese seine Freunde:

„Für die Gesinnungen gegen meine Zurückgelaßnen danke ich Euch von Herzen; sie liegen mir sehr nahe und ich gestehe gern, daß ich das Mädchen leidenschaftlich liebe. Wie sehr ich an sie geknüpft bin, habe ich erst auf dieser Reise gefühlt. Sehnlich verlange ich nach Hause."

Am 6. Mai war die Herzogin in Venedig, in Gesellschaft seiner römischen Freunde Heinrich Meyer und Bury, eingetroffen, und nachdem er mit diesen noch einmal alle Schätze der Lagunenstadt durchgesehen, Padua, Vicenza, Verona und Mantua besucht hatte, kehrte er mit Anna Amalia am 1. Juni Italien den Rücken und langte am 18. wieder in Weimar an, wohin „ein großer Magnet" unwiderstehlich ihn zog.

Noch in diesem Jahre erschien seine kleine Schrift, betitelt „Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären", die Alfred Kirchner als das „Epos des Werdens der höheren Gewächse" bezeichnet. Es ist hier nicht der Ort, auf sie näher einzugehen und klarzustellen, wie er in ihr „die mannigfaltigen, besonderen Erscheinungen des herrlichen Weltgartens auf ein allgemeines, einfaches Prinzip"[1]) zurückgeführt hat. Sie soll einzig nur als Beweis dafür dienen, daß Christiane schon in jener ersten Zeit ihres Zusammenlebens nicht nur Sinn für Liebeständeleien, Kind und Haushalt, Tanz und Lustbarkeiten gezeigt, sondern auch lebhaften Anteil an des Dichters und Forschers ernsten Studien genommen hat, wie Goethe in der fünften Elegie sagt: „Wird doch nicht immer geküßt, es wird vernünftig gesprochen".

Goethe hatte Christiane zu seinen botanischen Arbeiten über die „Metamorphose" herangezogen und in ihr eine verständige, einsichtsvolle Schülerin und Gehilfin gefunden. Des zum Danke widmete er ihr jene herrliche Elegie, welcher der gleiche Gegenstand zugrunde liegt, und bemerkte noch ausdrücklich im Jahre 1817, als Christiane bereits zu den Toten zählte: „Höchst willkommen war dieses Gedicht der

---

[1]) Vergl. Bielschowsky, Goethe 2. Bd. Seite 422.

eigentlich Geliebten, welche das Recht hatte, die lieblichen Bilder auf sich zu beziehen; und auch ich fühlte mich sehr glücklich, als das lebendige Gleichnis unsere schöne, vollkommene Neigung steigerte und vollendete".

„O gedenke denn auch, wie aus dem Keim der Bekanntschaft
Nach und nach in uns holde Gewohnheit entsproß,
Freundschaft sich mit Macht aus unserm Innern enthüllte,
Und wie Amor zuletzt Blüten und Früchte gezeugt."

So lauten die Schlußverse des Gedichtes, auf das Christiane mit Recht stolz sein konnte, denn sie verkündeten der gehässigen Mitwelt, daß nicht eben nur Bande der Sinnlichkeit den Dichter an sie fesselten, nein auch Bande des Geistes, und daß sie nicht das „unbedeutende Geschöpf" wäre, für das man sie gelten lassen wollte und leider auch heute vielfach noch ansieht.

„Die, welche eine solche Liebe erwecken konnte, muß ein ganz anderes Wesen gewesen sein, als welches man sie gewöhnlich darzustellen liebt", äußert sich Lewes, und noch schöner würdigt Virchow in seinem Werke „Goethe als Naturforscher" das Verhältnis, welches aus diesen botanischen Studien entsprang und Christiane mit Goethe in glücklichem Liebesleben vereinte:

„Es kam die Zeit, wo die Natur nicht mehr dachte und nicht mehr sann, wo sie nicht mehr durch das Herz sprach, die Zeit der Beobachtung und

Forschung, der Zergliederung und Analyse. In Italien war es, wo sich die Metamorphose vollendete, und als er heimkehrte, stolzer fast auf die Entdeckung der Urpflanze und der daran sich knüpfenden Gesetze der Morphologie überhaupt, als auf die Vollendung von Egmont und Iphigenie, da wandte sich sein frohlockender Gesang bald nicht mehr an die stolze Freifrau, sondern an das arme Mädchen, das seinem Hause endlich die Ruhe gab. Jetzt spricht die Natur nicht mehr durch den Mund der Liebe, sondern die Liebe erschließt sich selbst als Höchstes aus der Metamorphose der Natur."

War Christiane auch nicht gebildet, wie etwa Frau von Stein, so hatte sie, nach dem Urteil der Frau von Knebel, „eine sehr heitere Laune, verstand es ihn (Goethe) aufzumuntern und kannte ihn so genau, daß sie immer wußte, welchen Ton sie anschlagen mußte, um wohltuend auf ihn zu wirken. Sie war keine sehr ausgebildete Frau, aber sie hatte vielen natürlichen hellen Verstand. Goethe hat uns oft gesagt, daß, wenn er mit einer Sache in seinem Geiste beschäftigt wäre und die Ideen zu stark ihn drängten, er dann manchmal zu weit käme und sich selbst nicht mehr zurecht finden könne, wie er dann zu ihr ginge, ihr einfach die Sache vorlege und oft erstaunen müsste, wie sie mit ihrem einfachen natürlichen Scharfblick

immer gleich das Richtige herauszufinden wisse und er ihr in dieser Beziehung schon manches verdanke."

Auf seinem Rückwege aus Italien hatte Goethe am 9. Juni eine Einladung des Herzogs erhalten, ihm nach Schlesien zu folgen, wohin dieser am 27. Mai abgereist war, um als Chef an die Spitze seines ihm 1787 verliehenen Aschersleber Kürassier-Regiments zu treten und in das schlesische Feldlager abzurücken.

Es drohte nämlich ein Krieg zwischen Österreich und Preußen, weil dieses den Annexionsgelüsten des ersteren und Rußlands auf die von ihnen gemeinsam angegriffene Türkei entgegenzutreten gewillt war oder doch wenigstens durch Ansammlung größerer Truppenmassen an der schlesisch-böhmischen Grenze eine Beschleunigung der Verhandlungen herbeizuführen glaubte.

In Weimar angelangt, schickte Goethe an Carl August ein Dankschreiben, in dem er seine augenblickliche Unabkömmlichkeit durch Erledigung wichtiger Geschäfte glaubhaft zu machen suchte. Es waren aber wohl weder diese Geschäfte, noch die Fußwunde, die ihn am Tragen des Stiefels hinderte, die eigentlichen Gründe, deretwegen er der Einladung nicht sofort Folge leistete, sondern vielmehr die Freude über das Wiedersehen von Mädchen und Kind und das Behagen an dem stillen häuslichen, so lange ent-

behrten Glück. Und so kam es, daß er erst fünf Wochen später, am 26. Juli, des Herzogs Wunsche gemäß nach Schlesien aufbrach.

Auch aus den Briefen dieser Zeit klingt vielfach das Bekenntnis der Sehnsucht nach der Geliebten daheim. An Herder schreibt er am 21. August 1790: „Ich sehne mich nach Hause; ich habe in der Welt nichts mehr zu suchen . . .", nachdem er schon vorher die Erzeugnisse schlesischer Gebirgsindustrie, in Hirschberg gekaufte Halstücher, Christiane übersandt hatte. Angeregt durch die Inschrift auf einem Hause der Schuhbrücke zu Breslau verzeichnet er auf ein Blättchen seines Notizbuches das bekannt gewordene Verschen:

„Von Osten nach Westen
Zu Hause am besten."

Seine Stimmung war eine auffallend gedrückte, namentlich während seines Aufenthalts im September zu Breslau, „dem lärmenden, schmutzigen, stinkenden Breslau", aus dem er bald erlöst zu sein wünschte, wie er am 11. an das Herdersche Ehepaar schreibt und des weiteren noch hinzufügt: „Es ist all und überall Lumperei und Lauserei, und ich habe gewiß keine eigentlich vergnügte Stunde, bis ich mit Euch zu Nacht gegessen und bei meinem Mädchen geschlafen habe. Wenn Ihr mich lieb behaltet, wenige Gute mir geneigt bleiben, mein Mädchen treu ist, mein

Kind lebt, mein großer Ofen gut heizt, so hab' ich vorerst nichts weiter zu wünschen".

Auch vermerkt er in sein Taschenbuch:

„Alle sagen, mein Kind, daß du mich betrügest,
O, betrüge mich nur immer und immer so fort" —

gewiß ein Beweis, wie ganz und gar er Christianen traute, wie wenig er den Lästerzungen Glauben schenkte und das geringste Mißtrauen hegte!

Hier nun auf seiner schlesischen Reise begegnen wir zum ersten Male seit seiner Vereinigung mit Christiane, daß auch ein anderes Mädchen schön und liebenswert ihm erschien, und er es sich nicht versagte, ihm näherzutreten und seine Huldigungen darzubringen.

Es war dies Henriette Freiin von Lüttwitz, Tochter des Repräsentanten von Lüttwitz auf Hartlieb bei Breslau, die Freundin des Schuckmannschen Hauses, „ein seltenes geistig zartes, weibliches Wesen, nicht schön, aber sehr anziehend".[1]) Auch sie hatte an dem Dichter herzliches Wohlgefallen gefunden und „soll der Bewerbung Goethes geneigt gewesen sein", denn „daß Goethe sich wirklich um sie beworben hat, weiß ich bestimmt", schreibt Eleonore von Lüttwitz

[1]) Vergl. Adalbert Hoffmann, Goethe in Breslau und Oberschlesien. 1898. Seite 49.

am 24. Auguſt 1896, „durch einen Brief dieſes meines Urgroßvaters (Hans Wolf von Lüttwitz), worin er nicht ſehr entzückt über dieſe Werbung ſchreibt, noch befangen in den Standesvorurteilen der damaligen Zeit; über die Stimmung der Tochter ſchreibt er nichts.“[1])

Einen weiteren Beweis für die Beziehungen Goethes zu Henriette liefert ſodann der Brief des Oberbergrichters und ſpäteren preußiſchen Miniſters Freiherrn von Schuckmann, der am 26. September 1790 an den Kapellmeiſter und Schriftſteller Reichardt berichtet: . . „Ein Mädchen gefiel ihm hier, die Freundin meiner Seligen, von der Du die Zeichnung bei mir geſehen haſt. Auch hier hat ihn ſein Auge nicht betrogen“.[2])

Es iſt alſo unzweifelhaft, daß Goethe ſich mit ernſten Abſichten getragen und Henriette zur Gattin begehrt hat, „die“, wie ihre Enkelin, Baronin von Seydlitz, am 21. Juni 1897 Adalbert Hoffmann mitteilt, „mit ſchwerem Herzen ihre Neigung überwunden, aber dem Vater hat folgen müſſen“.[3])

Iſt ein ſolches Verhalten Goethes auch nicht völlig zu entſchuldigen, und muß es immerhin als eine Verletzung des Liebesbundes mit ſeiner „kleinen

---

[1]) Vergl. Adalbert Hoffmann, Goethe in Breslau und Oberſchleſien. 1898. S. 49.

[2]) Ebenda Seite 43.

[3]) Ebenda Seite 50.

Freundin" angesehen werden, so wirkt doch der Umstand mildernd, daß er noch keineswegs entschlossen war, Christiane zu heiraten, und eine Persönlichkeit, wie die seine, nicht mit dem gleichen Maße gemessen werden kann, wie jedwede andere spießbürgerliche Existenz.

Wie er Christianen das Recht zugestanden hatte, ihrer Natur nachzuleben, so beanspruchte er das gleiche Recht auch für sich. Darum hatte er ja gerade sie an sein Schicksal gefesselt, weil er von ihr, ihrer eigenen Entwicklung nach, annehmen und wissen konnte, daß sie ihm keinerlei Verdruß bereiten würde, wenn er gelegentlich auch einmal anderen Mädchen und Frauen seine Neigung schenkte. Er brauchte eben eine Frau, die nicht alles nähme gar zu genau, ihn nicht kontrollierte auf Schritt und Tritt, nicht mit Eifersucht und mit allen jenen kleinen häuslichen Scherereien plagte, wie sie nur allzu häufig in das Eheleben Unfrieden und Zwietracht hineintragen.

Mehr als einmal hatte Goethe die Allgewalt der Liebe an sich erfahren und schon in jüngeren Jahren an Auguste Gräfin zu Stolberg geschrieben: „Ich habe mich so offt am Weiblichen Geschlecht betrogen",[1]) und doch waren der Liebe zu den Auserwählten des weiblichen Geschlechts seine herrlichsten Dichtungen entsprungen.

---

[1]) Den 31. Juli 75.

Übrigens wußte er „ganz gut, daß er nur zeitweise des Höchsten fähig war, daß er seine besten Sachen der periodischen Erregung verdankte. Da während dieser Erregung regelmäßig auch Liebeserregung bestand, so mußte er auf den Gedanken kommen, daß die Produktivität von der Liebe abhänge".[1]) Produktivität, Erregung und Liebe standen bei ihm demnach in ziemlich unmittelbarem Zusammenhange, und eine „dämonische" Kraft trieb ihn von einem zum andern.

So verstehen wir auch, daß die Geliebte, die ihm zugleich Muse war, aufhören mußte es zu sein, sobald die Erregung vorüber war und in der Produktivität sich erschöpft hatte. In der Idee liebte er die jedesmalige Geliebte, seine Muse, und hatte er das Ideal erreicht, so entstand ein neues in seiner Seele. Die Idee aber hatte für ihn Weibesgestalt angenommen, denn die Frauen sind, wie er am 5. Juli 1827 zu Eckermann äußert, „das einzige Gefäß, was uns Neuern noch geblieben ist, um unsere Idealität hineinzugießen".

„Die Frauen sind", sagt er zu demselben am 22. Oktober 1828, „silberne Schalen, in die wir goldene Äpfel legen. Meine Idee von den Frauen

[1]) Möbius, Goethe und die Geschlechter, 1903. Seite 29.

Freundin" angesehen werden, so wirkt doch der Umstand mildernd, daß er noch keineswegs entschlossen war, Christiane zu heiraten, und eine Persönlichkeit, wie die seine, nicht mit dem gleichen Maße gemessen werden kann, wie jedwede andere spießbürgerliche Existenz.

Wie er Christianen das Recht zugestanden hatte, ihrer Natur nachzuleben, so beanspruchte er das gleiche Recht auch für sich. Darum hatte er ja gerade sie an sein Schicksal gefesselt, weil er von ihr, ihrer eigenen Entwicklung nach, annehmen und wissen konnte, daß sie ihm keinerlei Verdruß bereiten würde, wenn er gelegentlich auch einmal anderen Mädchen und Frauen seine Neigung schenkte. Er brauchte eben eine Frau, die nicht alles nähme gar zu genau, ihn nicht kontrollierte auf Schritt und Tritt, nicht mit Eifersucht und mit allen jenen kleinen häuslichen Scherereien plagte, wie sie nur allzu häufig in das Eheleben Unfrieden und Zwietracht hineintragen.

Mehr als einmal hatte Goethe die Allgewalt der Liebe an sich erfahren und schon in jüngeren Jahren an Auguste Gräfin zu Stolberg geschrieben: „Ich habe mich so offt am Weiblichen Geschlecht betrogen",[1]) und doch waren der Liebe zu den Auserwählten des weiblichen Geschlechts seine herrlichsten Dichtungen entsprungen.

---

[1]) Den 31. Juli 75.

Übrigens wußte er „ganz gut, daß er nur zeitweise des Höchsten fähig war, daß er seine besten Sachen der periodischen Erregung verdankte. Da während dieser Erregung regelmäßig auch Liebeserregung bestand, so mußte er auf den Gedanken kommen, daß die Produktivität von der Liebe abhänge".[1]) Produktivität, Erregung und Liebe standen bei ihm demnach in ziemlich unmittelbarem Zusammenhange, und eine „dämonische" Kraft trieb ihn von einem zum andern.

So verstehen wir auch, daß die Geliebte, die ihm zugleich Muse war, aufhören mußte es zu sein, sobald die Erregung vorüber war und in der Produktivität sich erschöpft hatte. In der Idee liebte er die jedesmalige Geliebte, seine Muse, und hatte er das Ideal erreicht, so entstand ein neues in seiner Seele. Die Idee aber hatte für ihn Weibesgestalt angenommen, denn die Frauen sind, wie er am 5. Juli 1827 zu Eckermann äußert, „das einzige Gefäß, was uns Neuern noch geblieben ist, um unsere Idealität hineinzugießen".

„Die Frauen sind", sagt er zu demselben am 22. Oktober 1828, „silberne Schalen, in die wir goldene Äpfel legen. Meine Idee von den Frauen

[1]) Möbius, Goethe und die Geschlechter, 1903. Seite 29.

ist nicht von den Erscheinungen der Wirklichkeit abstrahiert, sondern sie ist mir angeboren, oder in mir entstanden Gott weiß wie!"

Kein Wunder daher, daß Goethe nicht in einem Weibe sein Ideal sehen, nicht von einem Weibe dauernd gefesselt und gesättigt werden konnte.

Das „Dämonische" auch war es, was ihn immer wieder zu den Frauen zog, das „Dämonische, das", wie er Eckermann gegenüber behauptet, „jede Leidenschaft zu begleiten pflegt und das in der Liebe sein eigentliches Element findet".

Er mußte lieben und noch als Greis war er der heftigsten Liebe fähig.

„Leben muß man und lieben: es endet Leben und Liebe.
Schnittest du, Parze, doch nur beiden die Fäden zugleich."[1])

Da werden wir denn seine Gefühle begreiflicher und erklärlicher finden, wie er sobald schon nach Christianens Aufnahme in sein Haus von der Anmut und Liebenswürdigkeit eines geistreichen Mädchens bestrickt werden und selbst so weit gehen konnte, es zur Gattin zu begehren. Wir werden es verstehen, wenn auch nicht billigen, gewiß aber Nachsicht walten lassen mit dem leicht erregbaren Dichter, dessen Liebe zu der kleinen Hausfreundin darum keineswegs aus

[1]) Vier Jahreszeiten.

dem Herzen geschwunden war, und den die Trennung von ihr nach wie vor auf das schmerzlichste berührte.

Froh war er mithin, als er am 19. September die Heimreise antreten und Breslau, das ihm so wenig gefiel, verlassen durfte. Gar zu eilig hatte er es mit seiner Heimkehr allerdings nicht. Der herzliche Verkehr mit Körner und das „geliebte Dresden" hielten ihn noch acht schöne Tage unterwegs auf, und die reichen Kunstschätze, die Sammlung von Tierskeletten, bei deren Studium Titius, der Inspektor des Naturalienkabinets, ihm behilflich war, und mehrere Ausflüge in Dresdens liebliche Umgegend ließen nicht früher ihn los, so daß er erst am 6. Oktober, acht Tage vor der Niederkunft Christianens mit einem toten Kinde, in des Herzogs Begleitung, wieder in Weimar eintraf.

Hier sollte eine neue Tätigkeit ihn sofort in Anspruch nehmen.

Zu Anfang des Jahres 1791 löste der Herzog den Kontrakt mit der Bellomoschen Theatergesellschaft, die einen Ruf nach Graz erhalten hatte, und beschloß, auf Betreiben seiner kunstliebenden und kunstverständigen Mutter, ein eigenes Hoftheater zu begründen, zu dessen Leiter selbstverständlich keine geeignetere Persönlichkeit gefunden werden konnte, als Goethe. Neben der sehr zeitraubenden, mit tausend Wider-

wärtigkeiten und Schwierigkeiten verknüpften Tätigkeit eines Theaterleiters fand Goethe aber noch immer Zeit, durch eingehende Studien „die Lehre Newtons als falsch erweisen zu können, und an deren Stelle eine neue Theorie des Lichts, der Schatten und der Farben zu setzen" und in seinen „Beiträgen zur Optik" die grundlegenden Gedanken zu seiner „Farbenlehre" darzutun.

War die Arbeitslast oft übergroß und drückend, so blieb Goethe, dank Christianens liebevoller Fürsorge, gleichwohl in bester Stimmung, wie er selbst zu Jacobi eingesteht: „Mein Leben im Ganzen ist vergnüglich und gut, ich habe alle Ursache mit meiner Lage zufrieden zu seyn und mir nur Dauer meines Zustandes zu wünschen".[1])

Unter der Bewältigung dieser beiden neuen Schaffungsgebiete verging das Jahr gar schnell und es nahte Frühling 1792.

Am 20. April erklärte die französische gesetzgebende Versammlung dem „Könige von Böhmen und Ungarn" den Krieg, und da Preußen mit diesem verbündet war, sah auch der Herzog, als preußischer Regimentskommandeur, sich gezwungen, ins Feld zu ziehen. Goethe sollte seinem fürstlichen Freunde auf

---

[1]) Den 20. März 1791.

den Kriegsschauplatz folgen, allein die Erfüllung seines gegebenen Versprechens wurde ihm gerade in diesem Augenblick recht schwer, da er mit dem Umbau seines neuen Hauses beschäftigt war und das „Licht und Farbenwesen seine Gedankensfähigkeit verschlang".[1]) Er war aber dem Herzog für die Schenkung des Hauses und Bezahlung des Umbaus zu großem Danke verpflichtet, konnte daher nicht gut dessen Willen sich entziehen, rüstete also zum Aufbruch und verließ Weimar am 8. August, bis Gotha geleitet von seinem römischen Freunde Heinrich Meyer, der seit November des Vorjahrs in dem Goetheschen Hause ständiges Quartier genommen hatte. Von Gotha aus schreibt er Christianen: „Es ist gar zu nichts nütze daß man sich von denen entfernt die man liebt, die Zeit geht hin und man findet keinen Ersatz . . Meyer wird dir erzählen wie ich gleich in Erfurth bin von Wanzen gequält worden . . . Von hier schicke ich dir nichts als den schönsten Gruß und die Versicherung daß ich dich sehr liebe. Von Franckfurt soll aber bald das zierlichste Krämchen ankommen. Lebe wohl, liebe mich halte alles gut in Ordnung und küsse den Kleinen".[2])

---

[1]) Den 18. A. 1792 an den Herzog Carl August.
[2]) Den 9. Aug. 1792.

Der Gedanke, Meyer daheim zurückzulassen als Schutz für Christiane und August, gewährte ihm große Beruhigung und erleichterte wesentlich den Abschied, denn dieser ausgezeichnete Mann galt ihm als der Getreuesten einer, und er schätzte in ihm nicht nur den Kunsthistoriker, sondern vornehmlich auch den treuen, zuverlässigen Freund und Gefährten, dem er seine Familie und den unfertigen Umbau wohl anvertrauen konnte.

Von ihm, dem „Kunschtmeyer", wie er seiner schweizerischen Mundart wegen scherzhaft genannt wurde, rührt auch jenes Aquarell her, das vermutlich im April 1792 entstand und als das älteste Bild Christianens erhalten ist, denn Goethe berichtet davon am 18. A. 1792 an den Herzog Carl August: „Meyer ist fleißig, er hat meine kleine Familie (welches nicht eben eine heilige Familie ist) portraitirt um sich auch hierin zu prüfen". Der Maler hatte in früheren Jahren Raffaels Madonna della Sedia kopiert, und diese Arbeit muß ihn gewiß bei der Schöpfung von Christianens Bilde inspiriert haben, denn es stellt die junge braungelockte Mutter in violettem Gewande sitzend dar, wie sie den kleinen, hellgrün gekleideten August auf dem Schoße mit den Armen umfangen hält, in einer, wie Riemer sagt, der Madonna della Sedia verständig nachgebildeten Situation. Goethe

schätzte dieses Bildnis ungemein hoch und bewahrte es bis zu seinem Tode als eine teure Reliquie.

Seinen ersten längeren Haltepunkt auf der Reise ins Lager der Verbündeten bildete Frankfurt a. M. Fast 13 Jahre waren verstrichen, seit er die Mutter zum letzten Male in die Arme geschlossen. Obgleich er bereits von Rom aus seinen Besuch ihr angekündigt, ja selbst die Bücher im voraus an sie abgeschickt, hatte er es vorgezogen, die Vaterstadt nicht zu berühren und der vereinsamten Mutter fern zu bleiben.

So benutzte er denn erst in diesem Jahre die günstige Gelegenheit, den Fehler wieder gut zu machen und die vernachlässigte geliebte Mutter zu besuchen. Am 12. August kam er nach Frankfurt, aufs herzlichste empfangen von Frau Aja und den alten Freunden, denen seine Ankunft hohe Fest- und Glanztage bereitete.

„Ich melde dir, meine Liebe, daß ich heute Nachmittag glücklich hier angekommen bin," lautet das Schreiben an Christiane, — „und daß ich nur wünschte du wärest bey mir du würdest es recht artig finden .... Nun wird zuerst an dein Zettelchen gedacht und für das Krämchen gesorgt ... Meine Mutter hat mir einen sehr schönen Rock und Carako für dich geschenckt, den ich dir sogleich mit schicke ... Dabey liegen Zwirn Bänder wie du sie verlangtest ... Wie wär es wenn du dir den Rock und das

Carako auf deine nächsten Umstände machen ließest, es ist ja Zeug genug, du kannsts immer enger machen lassen. Ich schickte dir noch einen großen Schaal und da wärst du in der Krabskrälligkeit (soll bezeichnen die „nächsten Umstände") recht geputzt".

Am 17. schreibt er, „um wieder einmal zu sagen daß ich dich recht lieb habe und daß du mir an allen Enden und Ecken fehlst" und am 21.: „Ich muß dir nur sagen daß mirs recht wohl gegangen ist, nur daß ich zuviel habe essen und trinken müssen. Es wird mir aber noch besser schmecken wenn mein lieber Küchenschaz die Speisen zubereiten wird ... Augelchen hat es gar nicht gesetzt. Behalte mich nur so lieb wie ich dich . . ."

Wenngleich Goethe die Absicht hegte bis Ende des Monats seinen Besuch auszudehnen, so hielt es ihn doch nur neun Tage daselbst, und er trat seine Weiterreise an „aufs lebhafteste überzeugt, daß in seiner Vaterstadt für ihn kein Wohnens und Bleibens sei".

Wenig ist aus diesen Tagen seines frankfurter Aufenthaltes bekannt, allein wohl zu vermuten, daß Frau Rat oft das Gespräch auf seine Lieben daheim wird gelenkt haben, besonders auf den kleinen Enkel, und wenn sie die Gelegenheit sich nicht entgehen ließ, für Christiane Geschenke auszuwählen, so erkennen

wir darin so ganz ihr geschäftiges Walten und Sorgen, nicht minder aber auch, daß sie das Verhältnis des Sohnes zu dem Mädchen, wenngleich nicht billigte, so doch in das Unabänderliche klug sich zu schicken wußte, und weder ihrem Wolf noch seiner Geliebten die „Gewissensehe" als arges Vergehen anrechnete.

Nach einem zweitägigen Aufenthalt in Mainz, wo er mit Georg Forster, Sömmering und Huber zusammentrifft, reist er über Bingen, Trier nach Longwy und erreicht am 27. August des Herzogs Regiment.

Von Trier aus, „einem alten Pfaffennest, das in angenehmer Gegend liegt", hatte er Christianen geschrieben: „Wo das Trier in der Welt liegt kannst du weder wissen noch dir vorstellen, das schlimmste ist daß es weit von Weimar liegt und daß ich weit von dir entfernt bin . . . Mein einziger Wunsch ist dich und den Kleinen wiederzusehen, man weiß gar nicht was man hat wenn man zusammen ist. Ich vermisse dich sehr und liebe dich von Herzen . ."[1])

Fast alle Briefe, die Goethe während dieser denkwürdigen Kampagne an Christiane in großer Zahl gerichtet hat, lassen erkennen, daß sein Herz daheim geblieben ist und seine Sehnsucht nach dem häuslichen

[1]) Den (25.) Aug. 1792.

Glück selbst unter dem Donner der Geschütze nicht zum Schweigen kommt.

An seinem Geburtsfeste, das „ihm diesmal so wunderlich tagte",[1]) gedenkt er seines Mädchens durch ein Schreiben, und auf die Bitte, sich nicht den Kriegsgefahren unnötig auszusetzen, antwortet er ihm: „Behalte mich lieb, ich werde mich deinetwillen schonen, denn du bist mein Liebstes auf der Welt". Ein andermal spielt er sogar den Eifersüchtigen und gibt ihm, wohl scherzhaft nur, Verhaltungsmaßregeln: „Behalte mich ja lieb! denn ich bin manchmal in Gedancken eifersüchtig und stelle mir vor: daß dir ein andrer besser gefallen könnte, weil ich viele Männer hübscher und angenehmer finde als mich selbst. Das mußt du aber nicht sehen, sondern du mußt mich für den besten halten weil ich dich ganz entsetzlich lieb habe und mir ausser dir nichts gefällt. Ich träume oft von dir, allerley konfuses Zeug, doch immer daß wir uns lieb haben".[2])

Am 2. September schreibt er: „Heute wird sie (die Stadt Verdun) sich ergeben und die Armee weiter gegen Paris gehen. Es geht alles so geschwind daß ich wahrscheinlich bald wieder bey dir bin . . . Aus

---

[1]) Kampagne in Frankreich. 28. August.
[2]) Den 10. September 1792.

Paris bringe ich dir ein Krämchen mit das noch beſſer als ein Judenkrämchen ſeyn ſoll".

Auch folgende Zeilen noch ſind — aus Verdun — an ſie gerichtet: „Ach! mein Liebchen! Es iſt nichts beſſer als beyſammen zu ſeyn. Wir wollen es uns immer ſagen wenn wir uns wieder haben . . Solang ich dein Herz nicht hatte was half mir das übrige, jetzt da ichs habe möcht ichs gern behalten. Dafür bin ich auch dein".[1]) „Ich wünſche euch beyde bald wieder zu ſehen und euch an mein Herz zu drücken . . . Deine Liebe iſt mir ſo koſtbar daß ich ſehr unglücklich ſeyn würde ſie zu verlieren, du mußt mir wohl ein Bißchen Eiferſucht und Sorge vergeben . . ."[2])

Die Armee der verbündeten deutſchen Mächte trat nach vergeblichem Kampf mit den Elementen den Rückzug an, denn ſie war, wie der Herzog von Braunſchweig zu Goethe bemerkte, nicht von dem Feinde, ſondern von den Elementen überwunden worden.[3]) Die Erfolge, die ſie in Feindesland errungen, waren ſämtlich aufgegeben, die Bemühungen erfolglos, und Mut und Zuverſicht dahin. Die Beſtürzung im Heer war allgemein, und die Hoffnung, des Feindes Herr zu werden, geſchwunden. Unausgeſetztes Regenwetter,

---

[1]) Den 10. Sept. 1792.
[2]) Den 10. Octbr. 1792.
[3]) Vergl. Kampagne in Frankreich. Den 7. Oktober.

grundlose moräſtige Wege, ſchlechteſte Verpflegung und Krankheiten ſteigerten die Unerträglichkeit bis zum Äußerſten. Selbſt Goethe, der allzeit ſeinen Humor bewahrt hatte, wurde ſchließlich von Mißbehagen und Langeweile derart erfaßt, daß er dem Drängen ſeines Herzogs nachgab und nach Luxemburg zueilte, wo er ſechs Tage von den Strapazen ſich erholte, um dann ſeinen Weg nach Trier und Koblenz einzuſchlagen.

In letzter Stadt ergriff ihn bei dem Anblick des herrlichen Rheinſtroms ein „umgekehrtes Heimweh, eine Sehnſucht ins Weite ſtatt ins Enge", verlangte „aus der fremden, gewaltſamen Welt an Freundesbruſt",[1]) und verweilte daher längere Zeit bei Jacobi in Pempelfort und der Fürſtin Gallitzin in Münſter, ehe er an Heimkehr dachte.

Erſt in der Nacht vom 16. zum 17. Dezember traf er in Weimar ein, und „nun fand ich das von meinem Fürſten mir beſtimmte, erneuerte, wohleingerichtete Haus ſchon meiſtens wohnbar . . . Die Meinigen entgegneten mir munter und geſund, und als es an ein Erzählen ging, kontraſtierte freilich der heitere, ruhige Zuſtand, in welchem ſie die aus Verdun geſendeten Süßigkeiten genoſſen, mit demjenigen, worin wir, die ſie in paradieſiſchen Zuſtänden glaubten, mit

---

[1]) Kampagne in Frankreich. Oktober.

aller denkbaren Not zu kämpfen hatten. Unser stiller häuslicher Kreis war nun um so reicher und froher abgeschlossen, indem Heinrich Meyer, zugleich als Hausgenosse, Künstler, Kunstfreund und Mitarbeiter, zu den Unsrigen gehörte und an allem Belehrenden sowie an allem Wirksamen kräftigen Anteil nahm".[1])

Nicht lange sollte sich Goethe des Glücks in diesem häuslichen Kreise und der ersehnten Ruhe erfreuen.

Mainz, der deutschen Macht Bollwerk, war in französische Hände gefallen, der Reichskrieg erklärt. Außer Preußen und Österreich nahmen an der Wiedereroberung der Feste teil Kursachsen, Pfalzbayern und Hessen. Carl August, „in seinem Elemente glücklich",[2]) stand an der Spitze seines Kürassierregiments bei Marienborn südwestlich von Mainz und hatte seinen Dichterfreund abermals zu sich geladen.

Goethe suchte auch diesmal seine Abreise durch „allerlei Vorwände" hinzuziehen, verließ Weimar endlich am 12. Mai 1793 und verweilte nach einem Besuch in Erfurt und Gotha zehn Tage bei seiner Mutter, die schon vorher aufs freudigste den Sohn in ihr „Häuslein" eingeladen hatte und überglücklich war, nach so kurzer Zeit ihren „Hätschelhans"

[1]) Kampagne in Frankreich.

[2]) Goethe aus dem Lager d. 14. Juni 1793.

wiederum an die Brust drücken zu können, zumal sie ihn diesmal schöner, munterer und beredter fand, was sie vielleicht seinem häuslichen Glück an Christianens Seite zuschreiben mochte. Jedenfalls hat Goethe das Seinige dazu getan, durch liebevolle Schilderungen seiner „kleinen Freundin" die Mutter für sie einzunehmen, und wie hätte Frau Aja einem Wesen ihre Liebe versagen können, das ihres Wolfgangs Seligkeit ausmachte! „Sie ist dir recht gut denn ich habe ihr erzählt wie du so brav bist und mich so glücklich machst",[1]) schreibt er Christianen über seine Mutter, und diese sandte wie im Vorjahre, so auch jetzt, sogleich ein Geschenk an Christiane und fügte ihm einen Gruß bei, — und letztere, des hoch erfreut, macht sofort Goethe davon Mitteilung und richtet selbst ein Schreiben an die Mutter, das ganz danach angetan ist, ihr einen Platz in dem Herzen der wackeren Frau zu sichern.

„Ich werde an dein Liebgen schreiben",[2]) meldet Frau Rat ihrem Sohn in das Lager und führt schon am 20. Juni ihr Vorhaben aus. Da dieses Schreiben an Christiane den Anfang bildet jenes eifrigen Briefwechsels zwischen den beiden Frauen, soll es hier in seiner Vollständigkeit Platz finden:

[1]) Den 14. Juni 1793.
[2]) Den 14. Juni 1793.

„Daß Ihnen die überschickten Sachen Freude gemacht haben, war mir sehr angenehm — tragen Sie dieselben als ein kleines Andencken von der Mutter deßjenigen den Sie Lieben und hochachten und der wirklich auch Liebe und Hochachtung verdient. Zehn kurtze Tage war Er nur bey mir und seinen Freunden — wir lebten herrlich und vergnügt — und tröften uns auf seine Wiederkunft — und hoffen Ihn alsdann etwas länger zu genießen. Sie können nicht glauben wie lange uns die Zeit wird, biß Maintz wieder in deutschen Händen ist — denn so lange die Freiheits Männer es im Besitz haben, dürfen wir noch nicht Jubiliren — Doch Gott lebt noch! und es kan alles beßer gehen als Viele jetzt glauben —: Ein einziger Augenblick kan alles umgestalten: sagt Gevatter Wieland — und Gevatter Wieland hat recht. Verzeihen Sie daß Ihnen von Kriegs- und Kriegs-geschrey so was vor tragire — wir sehen und hören aber Tag-täglich nichts als Bomppen — Kuglen — Pulver Wägen — Blesirte — Krancke — Gefangne und der gleichen. Tag und besonders Nachts gehts Canoniren beynahe an einem fort — da ists nun freylich kein Wunder, daß im Reden und Schreiben immer von der Sache was heraus kommt — da mann freylich etwas Beßeres und Intereßanteres reden und Schreiben könte und solte. Das soll auch jetzt sogleich geschehen

— indem ich mich nach dem Befinden des kleinen lieben Augst erkundigen will — ich hoffe er ist Gesund und munter? sagen Sie ihm wenn er hübsch geschickt wäre und das A. B. C. lernte; so wollte ich ihm herrliches bon bon — und schöne Spielsachen schicken. Nun leben Sie wohl und vergnügt! Dieses wünscht von gantzem Herzen

Ihre Freundin
Goethe."[1])

Drei Wochen später übersendet Frau Rat Christianen zugleich mit einem Briefe „1 gantzes Stück Bettzwilch zu einem Unterbett und Pfühl, 2 3/4 Ehlen zum zweyten Pfühl und ein Taffelgedeck von 1 Taffeltuch und 12 Servietten". Auch versäumt sie fortan niemals ihrem Sohne Grüße aufzutragen an das „gantze Hauß", den „Bettschatz", an das „was ihm lieb ist", an die „Freundin und Gefährtin". Natürlich konnte vorerst von einem innigen Verhältnis zwischen Mutter und Tochter nicht die Rede sein; ein solches erwuchs erst, nachdem das Jahr 1797 sie beide in Frankfurt zusammengeführt hatte.

[1]) Die hier aufgeführten Briefe der Frau Rat Goethe sind entsprechend der von B. Suphan für die Goethe-Gesellschaft besorgten Drucklegung in ihrer eigenartigen Orthographie gegeben, weil einerseits die Schreibart leicht verständlich ist, andererseits die Eigenart des Stils verloren gehen würde, wollte man die heutige Rechtschreibung anwenden.

Goethe befand sich während seines ganzen Lageraufenthaltes noch trostloser gestimmt als derzeit in Frankreich. „Da haben mich die Wanzen wie gewöhnlich herausgejagt", klagt er am 29. Mai Christiane aus Oberolm, und auch seine sonstigen Briefe an Herder, Knebel, Voigt, Jacobi und Meyer schildern sein Leben als unruhig und langweilig zugleich, so daß er Trost sucht am „Reineke" und der „Optik".

Er sehnt sich aus der Ferne nach der beglückenden Enge seines Hauses und schreibt aus Marienborn: „Küsse den Kleinen und erzähle ihm vom Vater daß er ihn lieb behält".[1]) „Mein Knabe ist ein glückliches Wesen, ich wünsche daß er mit seinen schönen Augen viel schönes und gutes in der Welt sehen möge".[2])

Am 23. Juli ergab sich die Festung, und am 9. August war Goethe wiederum bei seiner Mutter. „Von meinem Aufenthalt wüßte ich wenig zu sagen, eben so wenig von meiner übrigen Rückreise" schreibt er in der „Belagerung von Mainz" und am 19. August an Jacobi: „Mein herumschweifendes Leben und die politische Stimmung aller Menschen treibt mich nach Hause, wo ich einen Kreis um mich ziehen kann, in welchen außer Lieb und Freundschaft, Kunst und Wissenschaft nichts herein kann".

[1]) Den 22. Juni 93 bey Marienborn.
[2]) Den 7. Juli 93 an F. H. Jacobi.

Damit war des Dichters Teilnahme an diesem Kriege einfürallemal beendet und er hätte sich daheim der Ruhe erfreuen können, wenn nicht die Sorge um die alte Mutter ihn ständig in Spannung gehalten, denn Frankfurt war nunmehr bald von den Franzosen, bald von Preußen und Österreichern überflutet und hatte unsagbar unter den fortwährenden Truppendurchmärschen und Bombardements zu leiden. Doch Frau Aja behielt den Kopf allzeit hoch und ließ sich in ihrer guten Laune und ihrem Gottvertrauen nicht wankend machen. Nichts verrieten ihre köstlichen Briefe aus dieser jammervollen Zeit von irgendwelcher Angst und Furcht, sondern zeugten stets von ihrem unverwüstlichen Humor.

Goethe wurde in den nun folgenden Jahren nicht mehr in die „Weite" abgezogen und konnte in dem neuen Hause, an das sich ein Gärtchen mit kleinen zugehörigen Gebäuden anschloß, eine Festung gegen die Welt schaffen.

„Weit und schön ist die Welt, doch o! wie dank ich dem Himmel,
Daß ein Gärtchen beschränkt zierlich mir eigen gehört.
Bringet mich wieder nach Hause! Was hat ein Gärtner zu reisen?
Ehre bringt ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen besorgt."

So hatte der Dichter schon am 4. Mai 1790 an Karoline Herder von Venedig aus geschrieben und

wohl dabei an Christiane gedacht, die jedem Strauch und Baum, jeder Blüte und Frucht liebevollstes Verständnis entgegenbrachte, an diesem „behaglichsten Winkel in ganz Weimar“ [1]) mit besonderem Wohlgefallen hing und das Gärtchen allzeit aufs beste betreute, war sie doch auch nicht wenig stolz auf die köstlichen Früchte, die ihren Mühen reichlich lohnten und ihr manches Lob des Hausherrn und seiner Gäste einbrachten. „Meine Frau grüßt zum schönsten . . Zugleich soll ich Dir einige Feigen übersenden, damit Du Dir einen guten Begriff von ihrer Obstkultur machst“, schreibt Goethe seinem alten Freunde Knebel [2]) und dieser wiederum an Goethe: „Ich habe ein paar der schönsten Frühmorgen in Deinem Garten zugebracht . . Der Garten gefiel mir seiner Ordnung, Lage und Einrichtung nach ganz ungemein . . Die Sorgfalt und Ordnung Deiner Gattin ist über alles zu loben“.[3])

„Ich bin wohl und glücklich“ lautet es ferner in einem Briefe Goethes: „meine Kleine ist im Hauswesen gar sorgfältig und thätig, mein Knabe ist munter und wächst . . .“[4])

[1]) Knebel an Goethe, den 2. Juli 1810. Briefwechsel, Leipzig 1851. 2. Teil. Seite 6.

[2]) 24. September 1809. Ebenda. 1. Teil. Seite 350.

[3]) 2. Juli 1810 ebenda.

[4]) An Jacobi. Den 1. Februar 1793.

Er hatte wahrlich nicht zu viel von Christiane gesagt, denn sie nahm sich mit Liebe und Hingebung der großen Wirtschaft an, war „immer heiter und mit dem Talent begabt, alles Störende von dem vielbeschäftigten, leicht reizbaren Freunde entfernt zu halten, dabei eine ausgezeichnete Wirtschafterin und Pflegerin, welche die Bedürffnisse und Gewohnheiten Goethes kannte wie niemand außer ihr, die, ohne Ansprüche, stets innerhalb der ihr angewiesenen Grenzen verblieb und endlich mit Dankbarkeit die Ehre anerkannte, die Gattin eines großen Mannes zu sein, den sie nie anders nannte als den Geheimen Rat". [1])

Goethe lebte übrigens nach wie vor ganz in seiner Weise, was er in einer „standesgemäßen" Ehe schwerlich hätte tun können, denn gewiß würde eine vornehme Dame der Gesellschaft an ihn, als Ehemann, mit Ansprüchen und Anforderungen herangetreten sein und seine geistige Arbeit oftmals gestört haben. Von Christianens Seite geschah dies niemals. Sie war ein zu selbstloses und verständiges Wesen und sich wohl bewußt, wie sehr der Geliebte der Einsamkeit, Ruhe und Stille bedurfte, wollte er ein Werk zustande bringen.

---

[1]) Einleitung zu den „Freundschaftlichen Briefen von Goethe und seiner Frau an Nicolaus Meyer". Leipzig 1856.

Bezeichnend für diese Schaffenstätigkeit Goethes sind die Worte des Kanzlers von Müller in der Rede, die er in der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt am 12. September 1832 gehalten hat: „Dem Gegenstande, der ihn beschäftigte, gehörte er jedesmal ganz an, identifizierte sich mit ihm nach allen Seiten und wußte, während er irgend eine wichtige Aufgabe sich gesetzt, alles seinem Ideengang Fremdartige abzulehnen . . . Nicht immer jedoch gelang ihm jene augenblickliche Konzentration, und seiner übermächtigen Empfänglichkeit und Reizbarkeit wohl bewußt, griff er dann oft zu den extremsten Mitteln und schnitt plötzlich, wie im Belagerungszustande, alle Kommunikation nach außen gewaltsam ab". [1])

In solchen Augenblicken zog sich dann Goethe zurück in sein Gartenhäuschen oder flüchtete, oft auf Wochen und Monate, nach dem stilleren Jena. Das wird der liebenden Hausgenossin gewiß jedesmal recht schmerzlich gewesen sein, doch fügte sie sich ohne Murren in das Unabänderliche und hielt auch sonst alle Störungen und Belästigungen von Goethe ab.

Weilte er dann gar zu lange fern von ihr und dem Kinde und ergriff sie übergroßes Verlangen, so

---

[1]) Vergl. Bode, Goethes Persönlichkeit 1901 Seite 81.

verlieh sie diesem zwar in Briefen beredten Ausdruck, suchte es aber durch regste häusliche Tätigkeit zu bemeistern.

„Es wird fieleicht", schreibt sie ihm im September 1799, „mit den arbeyden Hier beser gehn als sond du kanns hier wie in Jena in bete dickdiren und ich will des Morchens nicht ehr zu dir komm biß du mich verlangst auch der Gustell soll Frühe nicht zu dir komm. Kom nur balt . ."[1])

Freude machte es ihr dann jedesmal, wenn sie wenigstens etwas recht gutes für den Abwesenden kochen und braten und mit den Botenweibern zuschicken konnte, denn die Kost in Jena ließ oft viel zu wünschen übrig und erpreßte Goethe manchen Stoßseufzer und heftige Klagen, die bei Christiane offenes Ohr fanden.

„Schicke mir doch sechs Bouteillen Wein und eine gute Salvelatwurst, denn was das Essen betrifft lebe ich schlecht und theuer."[2]) „Ich bitte dich also aufs allerinständigste, mir mit jedem Botentage etwas guts Gebratenes, einen Schöpsenbraten, Kapaun, ja

[1]) Diese Briefstelle ist als Probe der Schreibweise Christianens dem Original entsprechend wiedergegeben, doch soll in den folgenden Briefen des besseren Verständnisses wegen bis auf geringe Abweichungen die heutige Rechtschreibung angewandt werden.

[2]) Den 3. April 1795.

einen Truthahn zu schicken, es mag kosten was es wolle . .“ Zu anderen Malen schreibt er ihr, daß „recht gute französische Bouillon“, „Kalbsfüße in Gelée“ und „Froschkeulen“ seinem Geschmack und Appetit entsprechen würden. „Sende mir noch einige Würzburger“, lautet eine Aufforderung aus Jena im Jahre 1806, „denn kein anderer Wein will mir schmecken und ich bin verdrießlich, wenn mir mein gewohnter Lieblingstrank abgeht“.

Bereitwilligst entsprach Christiane all solchen Wünschen und trug Sorge, daß für ihren Geheimrat stets alle Lieblingsspeisen, wie Artischocken, Kastanien, türkisches Korn und Ingwereingemachtes, vorhanden wären, die sie allerdings meist durch die Güte der Frau Rat ohne weiteres in das Haus bekam.

„Hir kommen die Castanien — ich wünsche daß sie wohl schmecken und eben so bekommen mögen — es gibt dieses Jahr nicht viele . .“[1])

„Hir kommt das verlangte welsch korn — wünsche gutes Gedeihen . . .“[2])

Als treffliche Hausfrau nahm Christiane Goethe jede kleinliche Sorge des Lebens ab und verstand es meisterlich „das gastfreieste Haus in Weimar“ zu halten, ohne in Konflikt zu geraten mit den keineswegs

[1]) An Christiane. 5. November 1797.
[2]) An dieselbe. 2. April 1798.

bedeutenden Einnahmen des Hausherrn, denn „Goethe, der gastfreieste Mann Weimars", — äußert sich Riemer — „ohne der reichste des Orts zu sein, sah wöchentlich nicht nur, sondern fast täglich Gäste bei sich, einheimische oder fremde. Diese Rolle zu spielen wäre ihm als einzelnem Manne unmöglich gewesen, hätte nicht die Wirtschaftlichkeit jener ‚kleinen Freundin', mit der gelebt zu haben ihm fast zum Verbrechen gemacht mehr wird als ward, ihm zur Seite gestanden und das Mäßige zu Rat gehalten, in sich vermehrt und gesteigert, um allen jenen Anforderungen zu genügen. Doch nicht nur seinen ökonomischen Zuständen war sie förderlich; seinem geistigen Geschäft, seinem Amts- und Dienstberuf konnte er nur desto sorgloser nachgehen, als er ‚in ihren sicher bewahrenden Händen' die leiblichen Bedürfnisse geborgen wußte".

Ein ebenso glänzendes Zeugnis von Christianens häuslichem Walten und Wirken liefert Frau Ajas, der deutschesten Hausfrau, liebevoller Brief vom 10. Juli 1801:

„legen Sie Sich ja nicht mehr Last auf als Sie tragen können — Ihre Gesundheit könte drunter leiden — wo doch so viel sowohl für meinen Sohn, als vor uns alle darann gelegen ist — Es ist recht schön daß Sie meine Liebe, so eine Brave Haußmutter sind — aber mann kan auch dem guten zu viel thun.

Schonen Sie also ich bitte Ihnen Ihre uns allen so theure Gesundheit! Ich hoffe Sie befolgen meinen Mütterlichen rath —"

Auf die kleinsten häuslichen Dinge richtet Christiane ihr Augenmerk und sucht durch Vermittelung von Freunden vorteilhafte Einkäufe zu machen, so schreibt sie an ihren Freund Nicolaus Meyer am 23. August 1810: „Nun habe ich aber auch eine Bitte an Sie, Sie haben doch wohl noch Freunde in Bremen, welche mir vielleicht ein Fäschen Häringe zusenden, denn bis jetzt sind hier noch gar keine zu haben, und Sie haben mich immer so verwöhnt, daß ich immer durch Ihre Güte die Ersten bekommen habe".[1])

Überhaupt steht sie mit Meyer, dem edlen Menschenfreunde und rührigen Arzte, in herzlichsten Beziehungen und hat ständig mit ihm zu unterhandeln wegen allerhand Sendungen von Nahrungsmitteln und Leckereien.

„Nun wage ich auch eine Bitte an Sie, haben Sie die Güte, mir wieder 50 Pfd. Butter zu schicken, ich stehe in dergleichen Fällen wieder zu Befehl".[2])

„Und für den schönen Lachs danke ich Ihnen sehr, der Geheimrath befand sich, als er ankam, recht wohl und hat sehr viel davon gespeiset. Auch habe

---

[1]) Vgl. Goethe-Jahrbuch VII. Bd. 1886. Seite 305.

[2]) Ende Mai 1803. Briefe von Goethes Frau an Nic. Meyer. Straßburg 1887. Seite 23.

ich den Gästen davon vorgesetzt . . . Etwas habe ich noch zu bitten, das ist, haben Sie doch die Güte, mir wieder 50 Pfd. Butter zu schicken und schreiben Sie mir recht bald wieder . ." [1])

„Für die überschickten Neunaugen bin ich Ihnen sehr viel Dank schuldig, sie waren ganz vortrefflich. Aus Ihrem Briefe sehe ich, daß Sie uns noch Butter schicken, wo ich für Ihre gütige Besorgung sehr danke.

Sollte die nächst ankommende sehr gut sein, so haben Sie die Güte, mir nur noch ein Fäßchen zu schicken, schreiben Sie uns Alles auf und dann werden wir uns schon berechnen . . ." [2])

Auch Riemer, Augusts Hauslehrer und Goethes Nachbesserer, Abschreiber, Freund und Vertrauter, wird in wirtschaftlichen Angelegenheiten in Anspruch genommen und „thut in Goethens und der Vulpia Nahmen die Bitte" an die ihm innig befreundete Familie des Buchhändlers Frommann in Jena: „Wenn es Ihnen gefällig wäre unbeschwert ein Waffeleisen von Rautenförmiger Gestalt, etwa in der Größe eines Octavblattes, womit man die sogenannten Haseneier bäckt, einzukaufen". [3]) Fast komisch aber wirkt es,

[1]) 2. Juli (1805). Briefe von Goethes Frau an Nic. Meyer. Straßburg 1887. Seite 28 und 29.

[2]) (Anfang 1806.) Ebenda. Seite 29 und 30.

[3]) Den 16. Oktober 1804. Vergl. Heitmüller, Aus dem Goethehause. 1892. Seite 56.

wenn wir vernehmen, daß auch Christiane zu Zeiten von dem „Reinigungsteufel" besessen war und die Männer gern aus dem Hause forthaben möchte, „damit Sie aufräumen kann."[1])

Mußte Goethe in früheren Jahren, da er noch als Junggeselle lebte, oft selbst Hand anlegen, um Ordnung und Sauberkeit, so wie er sie wünschte, um sich herzustellen, denn „seine Ordnungsliebe ging" — nach des Kanzlers von Müller Urteil — „fast bis ins Unglaubliche", war er jetzt durch seiner Freundin Sorgfalt dieser Mühe, die ihm Zeit, „das kostbarste Element", kostete, ihn von seinen Studien abhielt und zerstreute, enthoben und konnte sich ganz nur seinen dichterischen und wissenschaftlichen Arbeiten hingeben.

Das Jahr 1794, vielleicht das bedeutendste seines Lebens, hatte ihn mit Schiller in innigster Freundschaft verbunden und die Lust aufs neue in ihm erweckt zu poetischem rastlosen Schaffen, das durch das glückliche häusliche Leben Spannkraft erhielt und zu gesteigerter Fruchtbarkeit sich entfaltete. Die lebhafte Mitarbeiterschaft an den Horen, der rege Briefwechsel zwischen ihm und Schiller, die Freude über das beiderseitige Einverständnis in den Anschauungen von Kunst und Natur, und die Innigkeit,

[1]) Riemer an Frommann den 3. April 1805. Vgl. Heitmüller, Aus dem Goethehause. 1892. Seite 66.

die das Freundschaftsbündnis durch all dies und durch wechselseitige Förderung und Aufmunterung kräftigte, trugen nicht wenig dazu bei, Goethe an Weimar zu fesseln oder seinen Weg doch nur bis Jena, „dem lieben närrischen Neste", nehmen zu lassen.

Erst anfangs Juli 1795 „konnte er sich nicht enthalten, nach Karlsbad zu gehen und über vier Wochen daselbst zu verweilen".[1]) Hier lernte er das geistreiche jüdische Schwesternpaar Marianne von Eybenberg, die Gattin des Fürsten Reuß Heinrich XIV., und Sara, die spätere Gemahlin des Barons von Grotthuß, kennen und berichtet in den Briefen an Christiane und andere „daß es manchen Spas und Augelchen die Menge"[2]) gibt, bekannte aber gegen Ende des Aufenthalts „Die Augelchen nehmen sehr ab, denn es kann von beyden seiten kein Ernst werden".[3]) Und ein andermal beruhigt er sein Liebchen: „Mit der lieben Hausfreundinn (Marianne von Eybenberg) bleibts wie ich dir schon gesagt habe, so angenehm und liebreich sie ist, so gehn wir doch nicht auseinander daß sie nicht etwas gesagt hätte was mich verdrießt. Es ist wie in der Ackerwand".[4])

---

[1]) Annalen 1795.
[2]) Den 15. Juli 1795.
[3]) Den 25. Juli 1795.
[4]) Den 1. August 1810.

Zurückgekehrt reiste er in Gesellschaft seines fünfjährigen Sohnes nach Ilmenau, „der diese Gegend mit frischem, kindlichem Sinne auffasste". Doch nicht bildete, wie Goethe in den Annalen angibt, „ein bedeutender Stollenbruch, der dem dortigen Bergbau den Garaus machte", die Veranlassung zu dieser Reise, da das Ereignis erst in das kommende Jahr 1796 fiel.

Wie sehr das Vaterherz hier reichlich Befriedigung fand, schildern die anmutigen Briefe an Christiane: . . „Hier schickt er dir einen weisen Pfefferkuchen, den er selbst gern gegessen hätte — Gustel grüßt dich recht schön . ."[1]) „Der Kleine ist gar zu artig . . . Er bringt dir eine Tasse mit, die man ihm geschenckt hat . ."[2])

„Von Ilmenau ward ich", sagt Goethe in den Tag- und Jahresheften, „nach Eisenach gefordert. Der Hof weilte daselbst mit mehreren Fremden, besonders Emigrierten. Bedenkliche Kriegsbewegungen riefen jedermann zur Aufmerksamkeit: die Österreicher waren 60000 Mann über den Main gegangen, und es schien, als wenn in der Gegend von Frankfurt die Ereignisse lebhaft werden sollten. Einen Auftrag, der mich dem Kampfplatze genähert hätte, wußte ich

[1]) Den 29. August 1795.
[2]) Den 2. September 1795.

abzulehnen; ich kannte das Kriegsunheil zu sehr, als daß ich es hätte aufsuchen sollen".

Nicht das letztere war der einzige Grund, der ihn davon abhielt, als Beobachter der Kriegsereignisse nach seiner Vaterstadt zu gehen, sondern Christianens bevorstehende Niederkunft wohl der wesentlichste und ausschlaggebendste.

„Auch gratulire zum künftigen neuen Weltbürger", hatte Frau Aja ihrem Sohne am 24. September geschrieben, „nur ärgert mich daß ich mein Enckelein nicht darf ins Anzeigblättgen setzen laßen — und ein öffendlich Freudenfest anstellen — doch da unter diesem Mond nichts Vollkommenes anzutrefen ist, so tröste ich mich damit, daß mein Häschelhans vergnügt und glücklicher als in einer fatalen Ehe ist — Küße mir deinen Bettschatz und den kleinen Augst".

Den 1. November kam Christiane mit einem Knäblein nieder, das schon am 17. starb und tagsdarauf begraben wurde. „Daß dem lieben kleinen Söhngen seine Rolle hienieden so kurtz ausgetheilt war, thut mir sehr leid", klagt die Großmutter, „freylich bleiben nicht alle Blüthen um Früchte zu werden — es thut weh — aber wenn die Saat gereift ist und kommt dann ein Hagelwetter und schlägts zu Boden was in die Scheuern eingeführt werden solte, das thut noch viel weher — Wenn aber nur der

Baum stehen bleibt; so ist die Hoffnung nicht verlohren. Gott! Erhalte dich — und den Lieben Augst — und deine Gefährtin — diß ist mein innigster und hertzlichster Wunsch".[1])

Der Schmerz Goethes über den Verlust dieses Kindes war ein ganz gewaltiger, zumal bereits zwei Jahre zuvor ein am 24. November geborenes Mädchen nach wenigen Tagen durch den Tod ihm entrissen worden war.

Schon im Januar 1796 ging Goethe wieder nach Jena, aber er bittet Christiane, ihn von dort abzuholen und das „Bübchen" mitzubringen, und ist ängstlich darauf bedacht, daß Mutter und Kind in der rauhen Jahreszeit sich nicht erkälten, denn liebesorgend mahnt er sie, „seinen Pelz mitzunehmen und und sich und das Kind ja recht einzuwickeln".[2])

Der kleine August war es, der in diesem Jahre unbewußt den Verkehr zwischen seinem Vater und Charlotte von Stein anbahnte. Es kam nämlich Schiller mit seiner Familie im März auf vier Wochen nach Weimar, und da der Dichter bei seinem Freunde Goethe, die Gattin und das Söhnchen Karl bei der Freifrau Quartier nahmen, so sprangen die Kinder, die sogleich liebe Spielgefährten aneinander fanden,

[1]) Den 2. Februar 1796.

[2]) Vergl. Schr. an Christiane vom 15. Januar 1796.

von Haus zu Haus, was zur Folge hatte, daß Charlotte den prächtigen, gutgearteten Buben ihres einstigen Freundes bald von Herzen lieb gewann, unsichtbare Fäden sie wieder mit dem Hause am Frauenplan verknüpften und das Band erneuter Freundschaft um sie und den Dichter sich schlang. Doch Christiane durfte ohne Befürchtung an das andere Ende der Ackerwand hinunterblicken dorthin, wo Frau von Stein wohnte, denn tat August von jetzt an auch regelmäßig Botengänge zwischen dem Frauenplan und jenem letzten Hause der Ackerwand, so handelte es sich dabei allemal nur um das Zutragen von Zeitschriften, Büchern, kleineren Geschenken und Briefen, welch letztere naturgemäß allmählich auch einen freundschaftlicheren Ton annahmen, ohne indes jemals wieder von dem Hauche jener allumfassenden Liebe erwärmt zu werden.

Waren die Beziehungen zu dem Goethischen Hause somit auch aufs neue angeknüpft, so blieb das Verhältnis Charlottens zu Christiane doch das gleich schlechte, entblödete sich erstere noch im Jahre 1801 nicht, ihrem Sohne Fritz, aus Haß gegen die Mutter, deren Sohn August anzuschwärzen: „Goethe ist sehr traurig und soll drei Stunden geweint haben, besonders weint er, wenn er den August sieht, der hat indessen seine Zuflucht zu mir genommen, er ist schon gewohnt, sein

Elend zu vertrinken". — Und dies zu einer Zeit, da der Dichter nach schwerer Krankheit an Mutter Aja schreibt: „Wie gut, sorgfältig und liebevoll sich meine liebe Kleine bey dieser Gelegenheit erwiesen werden Sie Sich dencken, ich kann ihre unermüdete Thätigkeit nicht genug rühmen. August hat sich ebenfalls sehr brav gehalten und beyde machen mir, bey meinem Wiedereintritt in das Leben viel Freude".[1])

Im Herbst des Jahres 1796 ging Goethe abermals nach Ilmenau, veranlaßt durch jenen Stollenbruch, und nahm August wiederum mit sich. „Die Fahrt war", schreibt er Christianen, „sehr angenehm und Gustel war sehr lustig und unruhig, so wie er auch heute Nacht sein Väterchen oft aufgeweckt hat . . . Lebe recht wohl, Gustel läßt dich grüßen".[2])

Goethe hing an seinem Kinde mit grenzenloser Zärtlichkeit und wünschte es überall herbei, wo es etwas Interessantes zu sehen gab, „und wenn er auch zuweilen hindert, so macht er mir auch vielen Spas", sagt er gelegentlich von ihm und schreibt in dem gleichen Sinne von Leipzig aus im Frühjahr 1800 an die Geliebte: „Ich habe dich . . . gebeten mir den August mit deinem Bruder zu schicken, ich erwarte ihn alle Tage und es würde ihm die Messe gewiß

[1]) Den 1. Februar 1801.
[2]) Den 31. Oktober 1796.

große Freude machen".[1]) „Es wird dir und dem Kind viel Freude machen Leipzig in dieser schönen Jahrszeit zu sehen . . ."[2]) „Denn ohne dich und das gute Kind schmeckt mir kein Genuß".[3])

Wie anders lautet dagegen eine Äußerung der Gräfin Schimmelmann an Louise Stolberg in dem Briefe vom 17. Dezember 1796: „Was Goethe betrifft, sagt er (Schiller) mir, daß dies Weib, welches die Mutter seines Sohnes ist, nur in dieser Eigenschaft in seinem Hause wohnt, daß sie für ihn wirtschaftet und nicht zu seiner Gesellschaft gehöre, keinen Einfluß auf ihn habe und daß sein Sohn gut erzogen werde . ."[4])

Während hier also ausdrücklich betont wird, daß Christiane keinerlei Einfluß auf Goethe ausübe, wird ihr dieses von anderen Seiten gerade zur Last gelegt und ein übertriebener Einfluß auf den Menschen, Staatsmann und Dichter zugeschrieben.

In der Mitte liegt auch hier die Wahrheit, denn es wäre sonderbar, sollte eine so verständige und einsichtige Person, die ganz in der Liebe und Fürsorge

---

[1]) Den 4. May 1800.

[2]) Am 5. May 1800.

[3]) Den 4. May 1800.

[4]) Louis Bobé: Ernst und Charlotte Schimmelmann in ihrem Verhältnis zu Schiller. Vergl. Goethe-Jahrbuch XIV. Bd. 1893. Seite 351.

für den Geliebten aufgeht, nicht auch ihrerseits nach irgend einer Richtung hin auf ihn gewirkt haben, allerdings unbewußt, da sie allzu bescheiden war, als daß sie sich dessen überhaupt für fähig hielt.

Übrigens liefert der Brief von Frau Rat aus dem Monat April 1806 den schlagendsten Beweis dafür, welchen Einfluß sie Christianen auf den Sohn zutraute. Während sie mit ihren Bitten sich sonst stets direkt an diesen wendet, kommt in jenem Schreiben „ein groß mächtiger Auftrag an den Herrn Geheimdten Rat von Goethe — den Sie Liebe Tochter wenn Er gut gelaunt gut gestimbt — . . die Güte haben mögen Ihm vorzutragen . . . Finden Sie Ihn einmahl gut gelaunt — so tragen Sie es Ihm vor u. s. w. . ."

Auch der Herzog sucht sich ihres Einflusses zu bedienen. Als Goethe 1808 die Theaterleitung völlig aus den Händen gegeben hatte, schickt Carl August täglich Boten an sie, damit sie dem Gatten fleißig zusetze, seinen Entschluß zu ändern und dem Theater wieder seine Kraft zu widmen. Christiane selbst teilt dies ihrem Sohne August nach Heidelberg mit: „Der Geheimerath hat das Theater völlig niedergelegt, aber der Herzog will es durchaus nicht zugeben; man schickt täglich sowohl an mich als an den Geheimerath Leute ab, die ihn bereden sollen es nicht aufzugeben,

aber sein Entschluß ist fest . . Ich bin es sehr wohl zufrieden und sehe ein, daß es durchaus nicht anders angeht".[1])

Wie sind nun aber obige Worte: „daß sie nicht zu seiner Gesellschaft gehöre" mit jenen in Einklang zu bringen: „Ohne dich und das gute Kind schmeckt mir kein Genuß"?

Nun wir wissen, daß man „im Schillerschen Kreise Christianen garnicht grün war", Schillers Gattin der Frau von Stein Haß und Groll teilte, der Dichter, von den Frauen stark beeinflußt, gleichfalls voreingenommen war und daher den Freunden, so auch der Gräfin Schimmelmann gegenüber mit seinem absprechenden Urteil nicht wird hinterm Berge gehalten haben.

Wo Goethe auch weilen mochte, überall verleiht er seinen Sehnsuchtsgefühlen nach Weib und Kind die herzinnigsten Worte, überall gedenkt er ihrer aus der Ferne in liebevollster und zärtlichster Neigung, die wahrer, aufrichtiger Liebe entspringt. Daß er seinem Sohne in solcher Liebe väterlich zugetan war, ist natürlich, daß er aber auch Christiane in diese Liebe mit einschließt, darf nicht als „Gewohnheit"

---

[1]) Den 30. November 1808. Goethe-Jahrbuch X. Bd. Seite 24.

und „Dankbarkeit" angesehen, sondern muß, wie schon durch alle bisher angeführten Briefstellen zur Genüge klargelegt worden, auf Liebesleidenschaft zurückgeführt werden.

Lange schon trug sich Goethe mit der Absicht, in Begleitung seines Kunstfreundes Meyer noch einmal gen Italien zu pilgern, allein die Kriegswirren hatten ihn stets von der Ausführung seines Planes abgehalten, und so entschloß er sich endlich im Sommer des Jahres 1797, Meyer in seinem schweizerischen Geburtsort Stäfa aufzusuchen und von dort aus die Fahrt nach dem Süden anzutreten.

Nachdem er vor seiner Abreise „alle an ihn gesendeten Briefe seit 1772, aus entschiedener Abneigung gegen Publikation des stillen Gangs freundschaftlicher Mitteilung verbrannt",[1]) und in Rücksicht auf seine Abwesenheit, deren Dauer nicht im voraus zu bestimmen war, für den Fall des Todes über seinen Besitz zugunsten Christianens und Augusts letztwillige Verfügungen getroffen hatte, reiste er am 30. Juli 1797 mit den Seinen nach Frankfurt, von dem Wunsche beseelt, diese mit seiner alten Mutter bekannt zu machen.

Durch das Testament hatte er auch äußerlich

---

[1]) Annalen.

unzweideutig zu erkennen gegeben, daß er seine „kleine Freundin" als Gattin angesehen wissen wollte; denn er sprach ihr, „der Freundin und vieljährigen Hausgenossin Christiane Vulpius" den Nießbrauch seines Vermögens zu, „dergestalt, daß sie zeitlebens in dem ungestörten Besitz bleibe und davon die Einkünfte erhebe — doch unter der Bedingung, daß sie auf Erziehung unseres Sohnes mütterlich das Nötige verwende", und setzte letzteren als Universalerben ein. Es bedurfte für ihn also nur noch der Anerkennung Christianens seitens der Mutter, um ihr die rechtmäßige Stellung einer Gattin zu verschaffen. Was die sonstige Welt zu dieser Ehe ohne kirchliche Weihe sagte, danach fragte er wenig. Immerhin mag es ihm doch wohl peinlich gewesen sein, sein Verhältnis den Verwandten, Freunden und Bekannten so offen vor Augen zu führen und die Geliebte den Blicken aller zahlreichen Neugierigen auszusetzen, die sich tagtäglich um ihn in seiner Mutter Hause scharten, denn während er selbst drei Wochen in der Vaterstadt verweilte, schickte er Christiane und August schon nach viertägigem Aufenthalt in die Heimat zurück.

Mit Bangen wird das bescheidene Wesen die Schwelle des mütterlichen Hauses überschritten, aber gewißlich bald alle Befangenheit vergessen haben in den Armen der wackeren Frau, welche die Liebe zu

Sohn und Enkelkind auf die Lebensgefährtin und Mutter übertrug. Schnell wurde ihr Christiane eine „liebe Freundin" und aus dieser die „liebe Tochter", die sie fortan in allen Briefen der Frau Rat blieb, abgesehen von jenem wahrscheinlich Ende Oktober 1798 abgefaßten Schreiben, worin die Mutter ihrem Unwillen darüber Ausdruck gibt, so lange weder „Modejournahle noch Mercure" empfangen zu haben: „ . . so hofte von Posttag zu Posttag auf diese und hauptsächlich auf ein paar geschriebene Zeilen — Ich frage also hirmit, was das bedeute, daß weder Demoiselle Vulpius — weder Augst — weder du das mindeste von sich hat hören laßen . . ."

Mit der „Demoiselle" hat es, wie aus den Zeilen sogleich herauszufühlen ist, also nichts Ernstes zu bedeuten und die Anrede entsprang lediglich der kräftigen Ausdrucksweise der braven Frankfurterin, die ob ihrer anscheinenden Vernachlässigung den Geliebten in Weimar einmal ein wenig den Text lesen wollte, ist doch der nächste, an die „liebe Tochter" gerichtete Brief um so herzlicher und inniger und zeigt das schöne Verhältnis zwischen Mutter und Tochter im hellsten Lichte.

Überhaupt sind die Briefe von Goethes Mutter an ihren Sohn und Christiane das wichtigste Zeugnis, welches für der letzteren treffliche Eigenschaften, wirt-

schaftlichen Sinn, Aufopferungsfähigkeit, Duldsamkeit und Herzensbildung spricht. Vor ihnen müssen alle gehässigen Zungen schweigen, die das Bild der Angefeindeten und Vielgeschmähten in den Schmutz hinabzuziehen wagen. Das Urteil der weit- und scharfblickenden Frau mit dem freien und edlen Herzen fällt gar zu gewaltig in die Wagschale und muß als vollwertigster Beweis für die Gediegenheit Christianens gelten, der Frau Aja die rücksichtsloseste Anerkennung in all ihren Briefen zeitlebens hatte zuteil werden lassen.

„Das Vergnügen so ich in Ihrem Lieben traulichen Umgang genoßen", schreibt sie am „24. Augst 1797" der „lieben Freundin" gleich nach deren Rückkehr in Weimar, „macht mich noch immer froh — und ich bin meinem Sohn vielen Danck schuldig daß Er mir solches zu verschaffen die Güte hat haben wollen. So kurtz unsere Zusammenkunft war, so vergnügt und hertzlich war sie doch — und die Hoffnung Ihnen meine Liebe einst auf längre Zeit bey mir hir zu sehen erfreut mich zum voraus — Da wir nun einander kennen; so wird die Zukunft immer vergnügter und beßer vor uns werden — behalten Sie mich in Liebevollem Andencken — und von meiner seite glauben Sie das nehmliche . . . Leben Sie wohl! Behalten diejenige in gutem Liebevollen An-

dencken, die mit wahrer Liebe und Hertzlichkeit ist und seyn wird

dero
treue Freundin und Mutter
Elisabetha Goethe."

Und in dem nächsten Schreiben vom 23. September heißt es: „— mittlerweile wir nun hir gaffen, klaffen und ein wahres Schlarraffen Leben führen — Sind Sie meine Liebe arbeitsam — sorgsam — wirthschaftlich . . . — nehmen Sie auch davor meinen besten Danck — denn ein wirthschaftliches Weib — ist das edelste Geschenck vor einen Biedermann . . . Bleiben Sie bey denen Ihnen beywohnenden Edlen Grundsätzen — und Gott! und Menschen werden Wohlgefallen an Ihnen haben —".

Am 25. August verließ Goethe Frankfurt, traf mit Heinrich Meyer in Zürich zusammen und machte mit ihm von Stäfa aus gemeinsame Ausflüge zum Gotthard und Vierwaldstätter See. Der Plan, Italien aufzusuchen, war fallen gelassen, denn „ich konnte mich nicht so weit von euch entfernen. Wenn es nicht möglich wird euch mitzunehmen, so werd ich es wohl nicht wiedersehen",[1]) berichtet er Christianen, der er noch einmal auf der Rückreise die Versicherung

[1]) Zürich den 25. October 1797.

abgibt, daß er nur um ihret- und des Kleinen willen zurück gehe. „Ihr allein bedürft meiner, die übrige Welt kann mich entbehren“.[1])

Auf dieser Rückreise berührten die beiden Freunde abermals Zürich, sodann Tübingen, Nürnberg, Erlangen und Bamberg, und erreichten am 20. November Weimar.

Schon aus Frankfurt hat Goethe an Christiane mehrfach Briefe gerichtet und sie gebeten: „Schreibe mir ja wie das schwarzseidne Kleid gerathen ist und wann du es zum erstenmal angehabt hast“,[2]) und neun Tage später gibt er seine Zufriedenheit kund, „daß sie sich die goldenen Schnuren anschafft und sich recht hübsch herausputzt“.[3]) „Nur jetzt wünschte ich reicher zu seyn als ich bin, daß ich dich und den Kleinen auf der Reise immer bey mir haben könnte“.[4])

Ein ähnliches Verlangen geht aus einem Tübinger Schreiben hervor: „Mein einziger Wunsch bleibt immer, daß ich mit dir und dem Kinde, wenn seine Natur ein bischen mehr befestigt ist, ... noch einmal eine schöne Reise thun möchte, damit wir uns zusammen auch auf diese Weise des Lebens erfreuen“,[5])

[1]) Tübingen den 30. October 1797.
[2]) Den 15. August 1797.
[3]) Vergl. Schreiben vom 24. August 1797.
[4]) Wie unter [2]).
[5]) Den 11. September 1797.

und in gleicher Weise spricht er sich in Stäfa aus: „... Nun muß ich dir noch ... sagen: daß ich dich recht herzlich, zärtlich und einzig liebe und daß ich nichts sehnlicher wünsche als daß deine Liebe zu mir sich immer gleich bleiben möge. Mit meinen Reisen wird es künftig nicht viel werden, wenn ich dich nicht mitnehmen kann".[1])

Als Entschädigung für das Daheimbleiben und Entbehrenmüssen aller Reiseherrlichkeiten überrascht Goethe Christianen durch ein Geschenk, das sie in allergrößte Freude versetzt und veranlaßt, sofort die Mutter davon zu benachrichtigen, woraufhin Frau Rat ihr am 12. Januar 1798 antwortet: „Daß mein Sohn Ihnen ein schönes Geschenck mit gebracht hat war recht und billig — Sie verdienen seine gantze Zärtlichkeit und Liebe . ."

Was wollen gegen alle diese Kundgebungen treuester Liebe, ungetrübtesten Miteinanderlebens und Einvernehmens jene Briefstellen besagen, die so oft angeführt werden als Belege dafür, daß von einer glücklichen Verbindung Goethes und Christianens keine Rede sein kann:

„Im ganzen bringt er (Goethe) jetzt zu wenig hervor, so reich er noch immer an Erfindung und

---

[1]) Den 26. September 1797.

Ausführung ist. Sein Gemüt ist nicht ruhig genug, weil ihm seine elenden häuslichen Verhältnisse, die er zu schwach ist zu ändern, viel Verdruß erregen".[1])

„Leider ist Goethe durch einige falsche Begriffe über eheliches Glück und seine unselige Ehescheu in ein Verhältnis geraten, welches ihn in seinem eigenen häuslichen Kreise drückt und unglücklich macht, und welches abzuschütteln er zu schwach und weichherzig ist. Das ist seine einzige Blöße, die aber Niemanden verletzt; und auch diese hängt mit einem sehr edlen Teile seines Charakters zusammen."[2])

Diese Äußerungen rühren eben von Schiller her, von dessen Voreingenommenheit schon gesprochen worden, und zieht man in Betracht, daß sie einerseits einer vorübergehenden Mißstimmung über des Freundes augenblickliche dichterische Untätigkeit, andererseits einer Verkennung der Verhältnisse entsprungen sind, indem nicht die „eigenen häuslichen Kreise", sondern das Benehmen eines Teils der Gesellschaft drückend auf Goethe lasten, so fällt die schwere Anklage in sich zusammen, und damit die Verunglimpfung dieses auf reinem Wohlwollen und herzlicher Neigung beruhenden Liebesbundes.

Die Reise nach Frankfurt war für Christiane

[1]) Schiller an Körner. 21. Oktober 1800.
[2]) Schiller an Gräfin Schimmelmann 1801.

von höchster Bedeutung gewesen; denn nunmehr war sie auch von der Mutter als des Sohnes Lebensgefährtin anerkannt und zur „lieben Tochter" erhoben worden. Frau Rat hatte über das Bedenkliche dieser „Gewissensehe" hinweggesehen und Christiane einen Platz an ihrem Herzen und in der Familie bereitwilligst und mit Freuden eingeräumt, — gewiß der glänzendste Beweis für den schönen Charakter beider Frauen, die fortan innigste Liebe verband.

Christiane, der Frau Rat liebe Tochter.

Des Jahrhunderts letzte Jahre verbrachte Goethe in körperlicher und seelischer Ruhe und Bequemlichkeit. Nichts zog ihn nach außen. Nur zwischen Weimar und Jena fand ein öfterer Aufenthaltswechsel statt. Allein schon der Beginn des neuen Jahrhunderts brachte Sorge und Kummer in das Haus am Frauenplan. Gleich zu Anfang des Jahres 1801 überfiel den Dichter „eine grimmige Krankheit". — „Die Meinigen waren außer Fassung ... Es vergingen einige Tage, ohne daß ich zu einem völligen Bewußtsein zurückkehrte".[1])

Ein bösartiger Katarrh entwickelte sich zu einer Blatterrose und Halsentzündung. Eine den ganzen Kopf einnehmende Geschwulst ließ einen Gehirnschlag, der Krampfhusten den Erstickungstod befürchten.

---

[1]) Annalen.

Nur Christianens liebevoller Pflege und des Herzogs Fürsorge war es zuzuschreiben, daß Goethe so schnell genas. Schon am 24. „konnte er Durchlaucht dem Herzog für die bis zuletzt ununterbrochene Sorgfalt mit erheitertem Geiste danken: denn an diesem Tage hatte sich das Auge wieder geöffnet, und man durfte hoffen, frei und vollständig abermals in die Welt zu schauen".[1])

„Preiß — Danck und Anbethung sey dem Gott!", heißt es in dem Briefe der Mutter an Christiane vom 19. Jenner, „der vom Tod erretten kan, und der Hülfe gesendet hat, ... Aber meine Liebe Liebe Tochter! wie soll ich Ihnen dancken, vor alle Liebe und Sorgfalt die Sie meinem Sohn erwießen haben — Gott sey Ihr Vergelter — Er hat Ihn Ihnen jetzt aufs neue geschenckt — Sie werden jetzt ein neues Leben mit Ihm leben — und wird Ihr beyder Wohlseyn zu meinem größten Trost biß in die spätesten Zeiten erhalten Amen. Nun meine Liebe Tochter! Jetzt eine Bitte — ich muß nun ... ehestens wieder Nachricht haben, wie es aussieht ... Sie sollen nicht schreiben, erholen stärcken von der großen Mühe und von der noch größeren Angst das sollen Sie, nicht Schreiben ... Nochmahls

[1]) Annalen.

Tausend Danck vor alle Liebe — treue und Besorgung . . ."

Den Frühling brachte der Genesende auf seinem neu erworbenen Landgute Oberroßla zu und begab sich Anfang Juni mit August, da „Ärzte sowohl als Freunde es verlangten" über Göttingen nach Bad Pyrmont, um sich „nach dem damaligen Stärkungssystem"[1]) einer energischen Kur zu unterziehen.

Während seiner Abwesenheit von Hause schreibt er oft und ausführlich an die Freundin und teilt ihr alles mit, was auf ihn und August nur irgendwie Bezug hat und ihren Anteil erwecken kann, so gleich nach der Ankunft in Göttingen: „. . ich habe nichts hinzuzusetzen als daß das Kind sehr gut und artig ist und daß wir oft vom Mutterchen sprechen und uns freuen dich wieder zu sehen".[2])

Die Kur griff ihn ungemein an, und er war auf einen hohen Grad reizbar geworden, so daß er am 17. Juli Pyrmont verließ, „wenig erbaut von den Resultaten" seines Aufenthalts, nachdem er zuvor an Christiane, die ihm in Begleitung Meyers bis Kassel entgegenreisen sollte, geschrieben hatte: „Ein recht zierliches Unterröckgen und einen großen Schaal,

---

[1]) Annalen.
[2]) Göttingen, 6. Juni.

nach der neusten Mode, bring ich dir mit. In Cassel kannst du dir ein Hütchen kaufen und ein Kleid . . .“[1]) „Mit Freuden werde ich Koppenfelsens Scheungiebel wieder sehen und dich an mein Herz drücken und dir sagen daß ich dich immer fort und immer mehr liebe“.[2])

So wuchs seine Liebe zu Christiane von Jahr zu Jahr und gestaltete sich stets inniger, was in seltsamem Widerspruch steht zu den Behauptungen derer, die da sagen, seine Liebe wäre nur auf Sinnlichkeit zurückzuführen und in der anmutigen Schönheit des jungen Mädchens begründet gewesen. Aber Christiane stand am Jahrhundertwechsel bereits in ihrem sechs- unddreißigsten Lebensjahre, und ihre einstige Schönheit erlitt starke Einbuße durch übergroße körperliche Fülle. „Sie wurde — nach Riemer — sehr stark und ihre Vollblütigkeit zeigte sich auch durch ihre rote Farbe, so daß ihre Neider über die dicke rote Person billig Witze machen konnten“. Ihre Reize waren also bereits verblüht, und dennoch liebte sie Goethe aufs zärtlichste mit immer wachsender Innigkeit. Läßt sich unter solchen Umständen die Behauptung von seiner „sinnlichen“ Liebe aufrecht erhalten? Durch nichts,

---

[1]) Göttingen, den 24. Juli 1801.
[2]) Pyrmont, den 12. Juli 1801.

sie entsprang eben auch dem Neid und der Gehässigkeit, die es sich eifrigst angelegen sein ließen, selbst einem Manne wie Goethe am Zeuge zu flicken, wie sie ja Christiane unentwegt verlästerten und schmähten. Diese aber klagte selten hierüber und ließ ruhig alle Anfeindungen über sich ergehen.

„Wir wollen in unserer Liebe verharren und uns immer knapper und besser einrichten, damit wir nach unserer Sinnesweise leben können, ohne uns um andere zu kümmern", oder „laß die Menschen reden was sie wollen, du weißt ja die Art des ganzen Geschlechts, daß es lieber beunruhigt und hetzt, als tröstet und aufrichtet".[1]) Mit solchen Worten wußte Goethe die flüchtigen Wolken von Christianens Stirn zu verscheuchen und der Geliebten frischen Mut einzuflößen, falls sie doch einmal gar zu arg mitgenommen ward und Kummer ihren unerschütterlichen Frohsinn trübte.

Nach seiner Rückkehr aus Bad Pyrmont, das Goethe die alte Gesundheit nicht wiedergegeben, sondern eine gewisse Reizbarkeit in ihm zurückgelassen hatte, trat er aus seiner früheren Abgeschlossenheit wieder hervor und gründete ein Kränzchen, den sogenannten cour d'amour, zu dem sieben Paare gehörten, die

---

[1]) Frankfurt, den 24. August 1797.

jeden Mittwoch Abend nach dem Theater in seinem Hause sich zusammenfanden und der Geselligkeit und Poesie lebten. Und wie Goethe aus seinem zurückgezogenen Dasein wieder unter die Menschen trat, so suchte auch die lebensfrohe Christiane im Kreise lustiger ehrbarer Personen der bürgerlichen Gesellschaft sich zu zerstreuen und durch Tanz auf Redouten und Bällen zu vergnügen.

Meist geschah dies in des Dichters Anwesenheit und mit seiner Billigung, aber gleichwohl fanden die Lästerzungen darin etwas Anstößiges und verbreiteten gar bald die häßlichsten Gerüchte über das lästerliche Tun und Treiben Christianens. Die Tanzlust wurde ihr als ein unverzeihliches Verbrechen, die Fröhlichkeit und die Neigung, sich den Tafelfreuden in harmloser Weise hinzugeben, als sittenloses Betragen und Völlerei ausgelegt, und gerade dieser Frohsinn, diese „Frohnatur", die sie in gewissem Grade mit Frau Aja gemein hatte, war es gewesen, die das innige Band zwischen den beiden Frauen geknüpft hatte; daher gibt auch die Mutter ihrer „lieben Tochter" den Rat: „. . . Tantzen Sie immer liebes Weibgen Tantzen Sie — frölige Menschen die mag ich gar zu gern — und wenn sie zu meiner Famile gehören habe ich sie doppelt und dreyfach lieb — . . Leben Sie wohl — vergnügt und Tantzen wo Sie

Gelegenheit dazu finden — darüber wird sich hertzlich freuen die sich nent

Ihre

treue Mutter Goethe".[1])

Schon früher hatte sie einmal in ähnlichem Sinne ihr geschrieben: „Auch das ist recht und brav daß Sie Sich den Winter in Ihrem Häußlichen Circul als außer demselben Vergnügen machen — denn die heiligen Schriftsteller und die profanen muntern uns dazu auf, ein fröliges Hertz ist ein stetes wohlleben sagen die ersten — und fröligkeit ist die Mutter aller Tugenden steht im Götz von Berlichingen".[2])

Christiane mag vielleicht hin und wieder in ihrer ausgelassenen Fröhlichkeit etwas des Guten zu viel getan haben, jedenfalls aber hätte Goethe, wenn solches häufiger geschehen, umsomehr auf sie acht gegeben, um ihren Ruf zu wahren, sich selbst nicht bloszustellen und dem boshaften Klatsch nicht noch reichlichere Nahrung zu geben. Ein lasterhaftes, dem Trunke ergebenes Weib hätte er nimmer um sich geduldet, er, der in seinen Äußerungen, Briefen und Schriften so häufig über die Unmäßigkeit und ihre üblen Folgen klagt, wenn er z. B., um mit Ottilie

[1]) Den 18ten Jenner 1802.

[2]) Den 15ten Februar 1798.

in den „Wahlverwandtschaften" zu reden, „bemerken mußte, daß reiner Verstand, Klugheit, Schonung anderer, Anmut und Liebenswürdigkeit selbst für mehrere Stunden verloren gingen, und oft statt alles Guten, was ein trefflicher Mann hervorzubringen und zu gewähren vermag, Unheil und Verwirrung hereinzubrechen drohte!"

Wie jede noch so unschuldige Handlung Christianen in üblem Sinne ausgelegt wurde, so erst recht alle jene Vergnügungen, die ihrer Lebensfreudigkeit entsprangen, und die man ihr allzeit aufs bitterste zu vergällen bemüht war. Selbst Goethe hatte man zu einem Trinker stempeln wollen, und die Äußerungen von Holtei und Wilhelm Grimm: „Der Alte sprach viel und trank nicht wenig" und „er trank fleißig, besser noch die Frau" wurden gewaltig aufgebauscht und somit zur Veranlassung, nicht nur Christiane, sondern auch ihn als dem Weine ergeben hinzustellen.

Goethe liebte den Wein, obgleich er zugab, daß „man noch mehr, ja das Unglaubliche tun könnte, wenn man mäßiger wäre", und sprach ihm in heiterer Tafelrunde recht wacker zu, wie der jüngere Heinrich Voß erzählt, daß er einstmals „die Vulpius bat, die Persikoflasche zu holen. Bei der Gelegenheit fiel ihm eine Begebenheit ein, wo er vor zwanzig Jahren auch die Persikoflasche nicht geschont habe, und fing

an zu erzählen, und während dessen wurde das Gläschen oft gefüllt und ging die Runde. Die Vulpius leerte es dreimal und ward in den dritten Himmel gesetzt, und als Goethe einmal hinausging, strömte ihr Herz über zu des lieben Geheimrats Lobe".[1])

Christiane war, solches ist gewiß, keine allzumäßige Natur, warf sich den Vergnügungen mit voller Lust in die Arme und machte auch keineswegs ein Hehl daraus, welche Freude ihr namentlich der Tanz gewähre. Oft hat sie ihrem Freunde Nicolaus Meyer, der den Winter von 1799 zu 1800 im Goetheschen Hause verlebte, hiervon berichtet, so aus Lauchstädt, wo sie „mit dem Geheimrath und Auguste" weilte: „. . Ich war schon hier auf 6 Bällen wo es sehr brillant ist. Es sind sehr viele junge Contessen hier, die alle recht hübsch sind. Sehr viele Officiere sind nicht da, aber die Hallischen Studenten sind meist sehr gescheute Leute und der Geheimrath ist sehr mit ihrem Betragen sowohl auf Bällen als im Theater zufrieden . ."[2]) und aus Weimar: „Dieses Jahr habe ich keinen Ball und keine Runde versäumt, auch werde ich auf den Ressourcenball gehen".[3])

[1]) Gräf, Goethe und Schiller in Briefen von H. Voß dem jüngeren. Dezember 1804.

[2]) (Aus Lauchstädt 1802.) Briefe von Goethes Frau an Nicolaus Meyer, I. Brief.

[3]) 15. Dezember (1803). Ebenda, VI. Brief.

Aber weder der Freund noch der Gatte nahmen den geringsten Anstoß an den unschuldigen Lustbarkeiten und kleinen Freuden, ebensowenig der sittenreine und sittenstrenge Dichter Heinrich Voß, dessen Sohn sich Goethes Freund nannte und längere Zeit zu seinen Hausgenossen zählte. Anders eben die gehässige Mitwelt.

Als der große Maskenzug von 1809 durch goethische Dichtungen gefeiert wurde, schildert Johanna Schopenhauer, rein sachlich und ohne irgendwelche böswillige Nebenabsichten, den Glanz dieses Festes G. von Kügelgen in dem höchst anschaulichen Briefe vom 4. Februar und sagt unter anderm:

„Nachdem wir lange dem tollen Wesen zugesehen hatten, ging ich mit Oken, Riemer hinauf, um uns ein wenig mit Speis und Trank zu stärken. Da finden wir Frau v. Goethe mit ihrer Gesellschaft, einem Offizier Deng (?) in wilder Lustigkeit bei Tische. Der Champagner tobte in den Köpfen, die Pfropfen knallten, die Damen quiekten und Goethe stand still und ernsthaft in einer Ecke. Wie er uns sah, ließ er gleich einen Tisch und das Nötige besorgen, setzte sich zu uns . . . jener wilde Schwarm ging herunter zum Tanz, und wir blieben ein Stündchen gar gesellig und fröhlich oben. Goethe war über die Maßen zufrieden . . . Es ist fast beispiellos, daß Goethe so

lange aufblieb, aber er war gar zu froh über das Ganze.“[1])

Gewiß hat ihn das Gelingen des Festes in diese frohe Stimmung versetzt, aber sollte ihn der „wilde Schwarm“, unter dem sich seine Frau befand, die „wilde Lustigkeit“, das „Champagnertoben in den Köpfen“ nicht doch verdrießlich gestimmt haben? Nein, „er war gar zu froh über das Ganze“, muß also wohl in der Wildheit, an der Christiane redlich teilgenommen hat, nichts ungewöhnliches und anstößiges gefunden, vielmehr in ihr nur das erlaubte und schickliche Maß der allgemeinen Fröhlichkeit gesehen haben.

„Man hört immer so viele und so mancherlei Urteile über die Vulpius“, schreibt Abeken am 10. August 1804 an Heinrich Voß den jüngeren, „Du mußt sie ja näher kennen; schreibe mir doch von ihr. Ich kann mir unmöglich denken, daß sie so sei, wie man sie gewöhnlich schildert. Denn sonst könnte Goethe ja sie nicht um sich haben.“

Als Antwort gibt Voß: „Lieber, die Vulpius ist nicht so schlimm, wie Du sie denken magst. Sie ist sinnlich, d. h. auf Vergnügungen ausgehend. Aber so lange ich sie kenne, hat sie nichts getan, was auch

[1]) Goethe-Jahrbuch. XXIV. Bd. 1903. Seite 88.

bei dem strengsten Rigoristen ihre Renommée verdächtig machen könnte. Man braucht sie wahrlich nicht zu überschätzen, man lasse ihr nur, was sie hat. Wir haben immer ein gut Leben mit einander geführt.“[1])

Mit vollem Recht also darf die Behauptung gelten, daß die Skandalgeschichten, die über Christianens tolles Wesen im Schwunge, eitel Verleumdungen waren, jedes haltbaren Grundes entbehrten und nur den Köpfen mißgünstiger, neidischer, hämischer Klatschbasen entstiegen und von dorther ihren Lauf in die Welt nahmen.

In das Jahr 1802, an dessen Neujahrstage Goethe gegen seine Gewohnheit an Christianens Seite eine Schlittenfahrt unternahm zur großen Erbitterung der Frau von Stein, fiel „eine fromme, fürs Leben bedeutende Feierlichkeit. Die Konfirmation meines Sohnes, welche Herder nach seiner edlen Weise verrichtete, ließ uns nicht ohne rührende Erinnerung vergangener Verhältnisse, nicht ohne Hoffnung künftiger freundlicher Bezüge“.[2]) Letztere sollten sich indes nicht mehr verwirklichen, denn schon im Dezember

---

[1]) Gräf, Goethe und Schiller in Briefen von H. Voß d. j. Oktober 1806.

[2]) Annalen 1801. Die Konfirmation fiel nicht in dieses, sondern in das folgende Jahr 1802.

des folgenden Jahres starb Herder, ohne daß eine Wiederannäherung und freundschaftlichere Beziehungen sich angebahnt hatten.

Hatte der Tod dieses Mannes in dem Goethischen Kreise auch keine Lücke hinterlassen und den Dichter sonderlich ergriffen, so ein anderes Ereignis in dem gleichen Jahre tiefe Betrübnis dem Hause gebracht.

Froh und zuversichtlich schrieb noch Frau Rat der lieben Tochter den 12ten Oktober 1802: „. . Zu dem noch unsichtbahren Wesen wünsche von Hertzen Glück Heil und Seegen — Gott! Bringe es gesund ans Tageslicht; so wird Er auch Nahrung und Kleider bescheren — und es wird mir ein wahres Vergnügen seyn etwas beyzutragen den kleinen Graßaffen in etwas heraus zu Stafiren . ." Eine Tochter schenkte Christiane ihrem lieben Geheimrat am 18. Dezember. Die Freude über das kleine Geschöpf war ohnegleichen, allein schon drei Tage nach seiner schweren Geburt raffte der Tod es hinweg, und die Trauer hierüber und eigene Krankheit zwangen den Dichter abermals sich in sein Inneres zurückzuziehen und von der Außenwelt möglichst abzuschließen.

Gleich nach Neujahr kam die in ihm schlummernde Krankheit zum Ausbruch. Nur unvollkommen erholte er sich von ihr und blieb mißgestimmt und grämlich, wie solches Christiane auch Nicolaus Meyer am

21. April 1803 berichtet: „. . ich lebe ganz still und sehe fast keinen Menschen. Das Theater ist noch einzig und allein meine Freude. Ich lebe aber wegen des Geheimraths sehr in Sorge, er ist manchmal ganz Hypochonder und ich stehe viel aus, weil es aber Krankheit, so thue ich Alles gern; habe aber so gar Niemand dem ich mich vertrauen kann und mag. Schreiben Sie mir aber auf Dieses nichts, denn man muß ihm Ja nicht sagen, daß er krank ist, ich glaube aber, er wird wieder einmal recht krank.“[1])

Eine unverkennbare Mißstimmung spricht aus diesen Zeilen, wird doch Christiane unter der heftigen Reizbarkeit, die Goethe von seiner Pyrmonter Badereise zurückbehalten, gewiß oft und viel ausgestanden haben, wie jede andere Frau an der Seite eines kränklichen mißmutigen Mannes gleichfalls zu leiden hat. Vorübergehende Schatten werden dadurch natürlich bisweilen das gute Einvernehmen getrübt haben, aber in welcher noch so glücklichen Ehe wird der Himmel nicht mitunter durch Wolken verdunkelt?

In den Briefen der Frau Rat an Sohn und Tochter, die dieser Zeit entstammen, findet sich nichts, was irgendwie auf eine häusliche Mißhelligkeit schließen ließe. Häusliche Angelegenheiten, die beiden wirtschaft-

---

1) Briefe von Goethes Frau an Nicolaus Meyer, III. Brief.

lichen Frauen am nächsten liegen, bilden in ihnen, sowie in denen früherer und späterer Jahre, zumeist das Hauptthema und den wesentlichsten Inhalt.

War Frau Aja auch in Modedingen selbst unwissend und bediente sie sich bei der Auswahl moderner Garderobe gern des Rats ihrer Freundin Stock, so trug sie doch mit Vorliebe schöne Gewandung und wünschte ein gleiches von ihrer so viel jüngeren Schwiegertochter. Da nun das verhältnismäßig geringe Einkommen Goethes, die großen Ausgaben, welche die Repräsentationspflichten erheischten, und die Anschaffungskosten für die vielerlei Kunst- und Naturaliensammlungen eine Einschränkung in vielen, sogar den notwendigsten Dingen erforderten, der Dichter selbst aber nicht dazu angetan war, irgendwelche Beschränkung sich aufzuerlegen, so fiel diese Sorge ganz auf Christiane, die in bewunderungswerter Weise es verstand, allen pekuniären Ansprüchen an das gastfreie Haus gerecht zu werden und es zu ermöglichen, daß Goethe noch immer Mittel an der Hand blieben, seinen Neigungen entsprechend zu leben. Freilich muß sie auf gar manches Verzicht leisten und sich viele Wünsche versagen, allein sie tut dies als etwas selbstverständliches und stellt für ihre eigene Person keine Anforderungen. Die wohlhabende frankfurter Mutter mußte daher so manches Mal aus

ihren eigenen Schätzen dies und jenes hergeben und nach Weimar senden, wie Lebensmittel und Näschereien, so Kleider und Wäsche.

Aufs reichlichste werden Christiane und August mit Garderobe bedacht, doch auch der Sohn erhält mitunter derartige Geschenke: „Nankinet zu Beinkleider und Weste", nur soll er sich nicht daran „stossen, daß es ein überrock von mir war".[1])

Stets erkundigt sich Frau Aja nach den Wünschen der Tochter, und oft verursacht es nicht geringe Mühe, für all den „Juden- und Christenkram" rechtzeitig einen Fuhrmann aufzutreiben.

„Liebe Tochter!" schreibt sie am 5. November 1802, „Leinewand neue und Leylacken die nicht mehr neu sind werden Sie finden, in dießem Stück habe Ihren wunsch erfühlt — aber da Sie ferner schreiben etwas Spitzen da muß ich mir nährernen Unterricht ausbitten — ich weiß ja nicht wozu Sie sie brauchen wollen — ob breit oder schmahl und der gleichen. Haben Sie also die Güte es mich wißen zu laßen, damit ich Ihnen auch darinn hülfreiche Hand leisten kan. An dem Judenkram ist dißmahl nicht viel besonders, ich habe aus allen Ecken nicht mehr zusamen bringen können — doch hofe ich, daß Ihnen der

[1]) Den 10ten Juli 1793.

Englische Barchendt wohl gefallen wird — es wird zu einem Kleid ins Wochenbett nicht übel stehen."

„Hir schicke ich meiner Lieben Tochter einen Prachtvollen Somerhut — ich hoffe Sie wird Freude dran haben. Die Sacktücher vor dich sind gekauft — da ich aber glaube Euch einen Gefallen zu erzeigen wenn ich sie fis und fertig übersende; so laße ich sie auch nehnen — zeichnen — und waschen . . ." [1])

„Hir 24 rechte musterhafte Sacktücher — ich bin froh daß sie endlich fertig geworden sind — aber wie prächtig sind sie auch geneht und gezeichnet!!!" [2])

Bereits zwei Monate vor Weihnachten 1801 verrät sie ihrem Sohne, daß sie „vor die Liebe Tochter dreyerley im Sinn habe — Eine Neumodische große viereckige Schaal entweder von Seiden, oder Muselin — oder einen Modischen Kopfaufsatz — oder ein Kleid entweder von Taffendt — Catun — oder Englischen feinen Barchend —" und bittet ihn, „solte unter diesem nichts behagen" es zu sagen, „Denn da ich Freude mit dem Geschenck machen will; so kommt es nicht auf meine Ideen sondern auf die die es empfangen sollen an". [3])

„Hier schicke ich Ihnen den verlangten Batist

---

[1]) Den 13ten Aprill 1801.
[2]) Den 7ten May 1801.
[3]) Den 29ten Oktober 1801.

und das Tuch zu Halskrägen ich hoffe daß es Ihnen gefallen wird — Ferner den schon längst versprochenen Strohhut — verwundern Sie Sich nicht das er auch die gelbe Farbe hat — die gantze neumoische Welt trägt jetzt gelb lauter gelb —."[1])

„Eine neue Probe Ihrer Erfindsamkeit im sparen ist, daß Sie den alten schwartzen Lappen haben noch benutzen können."[2])

Aber nicht nur die treue mütterliche Fürsorge spricht aus allen diesen Liebeszeichen, mit denen Frau Aja ihrer Kinder gedenkt, nicht nur der praktisch sich betätigende Sinn der trefflichen Hausfrau, nicht nur die innige Freundschaft zwischen Mutter und Tochter — nein, wir gewinnen aus ihnen, wie aus so vielen anderen Briefstellen, das schönste und deutlichste Bild von Christianens Pflichteifer, „denn so eine fleisige — thätige — Sorgliche Haußfrau gibts wenige"[3]) — ein Lob, das in dem Munde einer solchen Frau doppelt schwer wiegt!

Nun könnte freilich der Einwurf gemacht werden, daß auch Mutter Elisabeth nur die wirtschaftliche Seite in Christianens Leben der unumschränkten An=

---

[1]) Den 7ten Juli 1800.
[2]) Samstag d. 16. May 1807.
[3]) Den 7ten November 1807.

erkennuug für wert befunden und sie eben als eine bessere „Wirtschafterin" in dem Hause des Sohnes geachtet habe. Wäre dieses, so würde sie gewiß nicht mit jener herzinnigen Liebe die Tochter umfangen und so zu ihr gesprochen haben, wie dies alle Briefe kundtun. Wie sehr sie in ihr auch die fürsorgende Gattin und Mutter schätzte, ist durch Beläge bereits erwiesen worden, aber noch ein anderer Umstand läßt das Haltlose jener Ansicht sofort erkennen. Christiane war nämlich der Mutter eine geschätzte literarische Beraterin, und neben den häuslichen Angelegenheiten stand die Lektüre in erster Linie und spielte eine wesentliche Rolle in den Briefen.

Frau Rat gab viel auf das verständige literarische Urteil der Tochter und empfing durch sie Bücher, „Modejournahle und Mercure".

„Sie haben mir durch die überschickten Bücher", lautet der Brief vom 15. Februar 1798, „eine große Freude gemacht besonders war ich entzückt Angnes von Lilien jetzt gantz zu besitzen . . . Ja meine Liebe! Sie können kein beßeres und verdinstlicheres Werck an Ihrer Sie liebenden Mutter thun, als daß Sie die Güte haben, wenn Ihnen solche liebliche Sachen zukommen mich in meiner Geistesarmuth theil darann nehmen zu laßen — auch verbinde ich mich im Fall Sie Ihre Bibliotheke mit ausschmücken wollen —

das was Sie etwann verlangen sollten wenn ich es geleßen wieder zurück zuschicken."

Gleich das nächste Schreiben vom „12ten Mertz" verkündet der Mutter „gantze Dankbahrkeit", denn „wie viel Freude haben Sie mir mit Angnes von Lielien und mit Julgen Grünthal gemacht — auch Julgen hat mich sehr vergnügt — die neuen die ich von Ihrer Güte erhalten habe, habe freylich noch nicht geleßen . . . Auch vor die Lieder dancke auf beste . ."

„großen und schönen danck vor die Mercure und Modejournahle, sie sind dißmahl sehr Intereßant."[1])

„Jetzt eine gantze Litaney von Bitten an Ihnen Liebe Tochter — die Sie die Güte haben werden mir gelegentlich zu besorgen. Vom vorigen Jahr fehlen mir folgende Sachen — vom Mercur 1801 No. 7 — vom Janus 1801 No. 4. 6. 9. 12 . ."[2])

So gehen die Danksagungen für Bücher und Bitten um Modejournale und Wielandsche Merkure durch eine ganze Anzahl von Briefen, und ebenso berichten sich die Frauen gegenseitig über Theaterbesuche- und Vorstellungen, denn auch die Freude am Theater war ihnen beiden gemein, gleichwie sie in so

[1]) [September 1800.]
[2]) Den 22ten Mertz 1802.

vielen anderen Dingen Berührungspunkte hatten und als gleichgestimmte Seelen sich erkannten.

Eine Frau aber, die mit Goethes Mutter so innig harmonierte und manche gleich treffliche Charaktereigenschaften aufzuweisen hatte, muß ein Geschöpf sein, fürwahr dazu befähigt, einen Mann zu beglücken; und sollte Goethe, der seine Mutter über alles liebte, nicht darum gerade Christiane in sein Herz geschlossen haben, weil er in ihr jene mütterlichen Eigenschaften wiederfand?

Also auch in dem, was nach heutigen Begriffen schlechtweg unter Bildung verstanden wird, nahm Christiane keineswegs den Standpunkt einer „Wirtschafterin" ein. Wer den Arbeiten zur „Metamorphose der Pflanzen" und chromatischen Versuchen nur das geringste Verständnis entgegenzubringen vermag, wer an den Wielandschen Merkuren, den literarischen Tageserscheinungen und allen Theaterereignissen freudigen Anteil nimmt, wer durch seinen Scharfblick selbst einem Goethe des öfteren aus der Verwirrung hilft, der muß auch in geistiger Beziehung eine tüchtige Natur sein!

Von denen freilich, die da unablässig Steine zusammentragen zu einem Schandmal für Christiane, wird, so jemand es wagen sollte, diese geistigen Fähigkeiten ins rechte Licht zu setzen, sofort ein neuer

wuchtiger Stein herangeschleppt werden, als schwer belastendes Beweisstück für die Unbildung und den gänzlichen Mangel eines Sinns für geistige Beschäftigung. Wie? — ein Geschöpf das derart fehlerhaft, kaum leserlich, kaum verständlich schreibt, soll als gebildet angesprochen werden? Da lese man nur einmal die Briefe in ihrer haarsträubenden Unorthographie und sogleich muß ja klar werden, daß Christiane ein gänzlich ungebildetes Frauenzimmer gewesen! Mit nichten. Die Orthographie ist wohl die denkbar mangelhafteste, allein noch lange kein Maßstab, mit dem die Bildung damaliger Zeit gemessen werden darf. Werfen wir einen Blick in die zahlreichen Briefe der genialen Frau Aja und kunstgesinnten Herzogin Anna Amalia, so müssen wir gestehen, daß auch diese beiden Frauen einer wunderlichen Rechtschreibung sich befleißigen, aber werden wir darum auch sie der Unbildung bezichtigen? Wahrlich nicht. Die falsche Schreibart war ein ausgesprochener Mangel dieser ganzen Zeit, und namentlich unter den Damen gab es wohl kaum eine, die annähernder Fehlerfreiheit in ihren Schriftstücken sich hätte rühmen können. Nicht einmal bei den Gebildetsten bestand eine Rechtschreibung, wie sie heutzutage als etwas durchaus selbstverständliches schon dem Kinde anerzogen wird. Wie man im Umgange und Verkehr mit seinesgleichen sprach und sich

hierbei gehen ließ, so wurde geschrieben. In der Orthographie konnte jeder nach seiner Façon selig werden, sagt doch selbst Goethe: „Ich bin niemals zerstreuter als wenn ich mit eigner Hand schreibe: denn weil die Feder nicht so geschwind läuft als ich denke, so schreibe ich oft den Schlußbuchstaben des folgenden Worts ehe das erste noch zu Ende ist, und mitten in einem Comma, fange ich den folgenden Perioden an; Ein Wort schreibe ich mit dreyerley Ortographie, und was die Unarten alle seyn mögen, deren ich mich recht wohl bewußt bin . . .“[1])

Die Christianische Unorthographie gestattet demnach keineswegs einen Schluß auf die Unbildung der Schreiberin. Nicht dieser, sondern dem Zeitalter ist jener Mangel zur Last zu legen, denn „jede Zeit hat — nach Riemer — ihr eigenes Recht und sollte daher von den urteilsfähigen Ihrigen gerichtet werden, die sie verstehen, nicht aber von der folgenden, die nichts von ihr weiß, ihr fremd ist und sich nicht in ihren Standpunkt versetzen kann noch mag . . .“

Das Jahr 1805 ward „mit den besten Vorsätzen und Hoffnungen angefangen“,[2]) aber schon Ende Januar erkrankte Goethe ernstlicher und mit ihm

[1]) August Sauer, Goethe und Österreich 1. Teil. Seite 38 und 39. Schriften der Goethe-Gesellschaft XVII. Bd.

[2]) Annalen.

Schiller, nachdem sie beide noch zuvor „den Demetrius umständlich besprochen", wenngleich in den letzten Monaten nur selten sich gesehen hatten.

Eine heftige Nierenkolik und Krampfanfälle fesselten Goethe an sein Zimmer. „Stark kam", wie der jüngere Voß berichtet, „aus Jena — es war am Freitag (8. Februar) Abend — der erklärte, wenn Goethe bis Sonntag früh lebte, so sei Hoffnung da . . . Aber wie wurde ich angenehm überrascht. Schon in dieser Nacht hatte die Krankheit umgeschlagen, die Krämpfe hatten nachgelassen, das Fieber war sanfter, und der Geliebte hatte über die Hälfte der Nacht ruhig geschlafen."[1]) Doch Anfang März „bekam Goethe ein gefährliches Recidiv".[2]) In ihrer Angst wandte sich Christiane an Nicolaus Meyer: „Der Geheimrat hat nun seit einem Vierteljahr fast keine gesunde Stunde gehabt und immer Perioden, wo man denken muß, er stirbt. Denken Sie also mich, ich die außer Sie und dem Geheimrat keinen Freund auf dieser Welt habe, und Sie lieber Freund sind wegen der Entfernung für mich doch so gut wie verloren. Sie können sich denken wenn so ein unglücklicher Fall käme und ich so ganz allein stünde, wie mir zu Mute ist, ich bin wahrhaftig ganz auseinander . . . Ach

[1]) Gräf, Goethe und Schiller in Briefen von H. Voß d. j.
[2]) Ebenda.

Gott wenn Sie nur hier wären. Ich glaube die Ärzte kennen seine Krankheit nicht recht, oder es ist ihm nicht mehr zu helfen . ."[1])

Allein schon in den Maitagen konnte Goethe seine Genesung als vollendet ansehen und dies der Mutter verkünden. Mit den herzlichsten Worten aber dankt er der Geliebten für die aufopfernde Treue, mit der sie ihn während seiner Krankheit gepflegt hat: „Möge es Dir dafür immer recht gut gehen, wozu ich alles, was an mir liegt, zeitlebens beizutragen hoffe."

Doch ein neuer, wenn auch nicht unerwarteter Schlag sollte ihn treffen — der Tod Schillers. Lassen wir Voß erzählen: „Aber als Schiller gestorben war, war eine große Besorgnis, wie man es Goethe beibringen wollte. Niemand hatte den Mut, es ihm zu melden. Meyer war bei Goethe, als draußen die Nachricht eintraf, Schiller sei tot. Meyer wurde hinausgerufen, hatte nicht den Mut zurückzukehren, sondern ging weg, ohne Abschied zu nehmen. Die Einsamkeit, in der sich Goethe befindet, die Verwirrung, die er überall wahrnimmt, das Bestreben, ihm auszuweichen, das ihm nicht entgehen kann, — alles dieses läßt ihn wenig Tröstliches erwarten. ‚Ich

[1]) Weimar, 12. April (1805). Briefe von Goethes Frau an Nicolaus Meyer. VIII. Brief.

merke es', sagt er endlich, ‚Schiller muß sehr krank sein', und ist die übrige Zeit des Abends in sich gekehrt. Die gute Vulpius hat doch so viel Fassung, daß sie Goethe nichts entdeckt, sondern nur von einer langen Ohnmacht erzählt, aus der er sich jedoch erholt habe. Goethe läßt sich täuschen, aber er ahnt was Schlimmes. Als er zu Bette gegangen ist, stellt sich die Vulpius, die die ganze Nacht kein Auge zugetan hat, schlafend, um Goethe sicher zu machen, daß kein besorgliches Unglück vorgefallen sei, und Goethe, der die Vulpius ruhig atmen hört, schläft auch am Ende ein. Am Morgen (Freitag 10. Mai) sagt er zur Vulpius: ‚Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank?' Der Nachdruck, den er auf das ‚sehr' legt, wirkt so heftig auf jene, daß sie sich nicht länger halten kann. Statt ihm zu antworten, fängt sie laut an zu schluchzen. ‚Er ist tot?' fragt Goethe mit Festigkeit. ‚Sie haben es selbst ausgesprochen!' antwortet sie. ‚Er ist tot', wiederholt Goethe noch einmal, wendet sich seitwärts, bedeckt sich die Augen mit den Händen und weint, ohne eine Silbe zu sagen."[1])

Nur schwer konnte sich Goethe in den unersetzlichen Verlust des Freundes finden, und noch zu Anfang des folgenden Jahres war es mit seinem

[1]) Gräf, Goethe und Schiller in Briefen von H. Voß d. j.

Gemüts- und Gesundheitszustande nicht sonderlich bestellt, heißt es doch in einem Briefe Christianens an ihren vertrauten Freund Meyer: „Mit dem Geheimrat geht es wieder leidlich, aber ich fürchte auch nur, daß es Flickwerk ist. O Gott, wenn ich mir denke daß eine Zeit kommen könnte, wo ich so ganz allein stehen könnte, das verdürbe mir manche frohe Stunde . ."[1])

Erst nach und nach gelangte Goethe zu geistigem und körperlichem Wohlbefinden, und gerade zu einer Zeit, in der er der physischen Kräfte besonders bedürfen sollte. Gar mancherlei war auf das Haus am Frauenplan eingestürmt, Ernestine Vulpius, Christianens Schwester, am siebenten Januar gestorben, und schon am ersten März „die gute alte Tante" Juliane Auguste ins Grab ihr nachgefolgt. Goethe fühlte sich durch den Tod dieser beiden stillen Wesen, die bescheiden nur ihm und seinem Hause gelebt, aufs schmerzlichste getroffen, und Christiane verlor in ihnen nicht nur die liebsten Verwandten, sondern auch die treuesten Gehülfen im großen Haushalte. Doch es war nicht an der Zeit, lange der Trauer nachzuhangen.

Unter des Korsen gewaltigem Tritt bebte die

---

[1]) Briefe von Goethes Frau an Nicolaus Meyer. X. Brief.

Feste Europas, und während der Dichter „den einzigen Trost in den Naturstudien und in der Pflege der Kunst gesucht und gefunden", rückten die Kriegswogen näher und näher heran. Da entschloß sich Goethe, „dem Streite der politischen Elemente abhold", zu einer Reise nach Karlsbad. Ende Mai 1806 brach er dorthin auf, allein „an diesem Kurorte, wo man sich, um zu genesen, aller Sorgen entschlagen sollte, kam man dagegen recht in die Mitte von Angst und Bekümmernis",[1]) gleichwohl kehrt er erst „mit freieren Empfindungen und besseren Hoffnungen" am 12. August nach Weimar zurück.

Preußen hatte sich im Herbst zum Kriege entschlossen und befestigte Erfurt. Zum Sammelplatz der Armee wurden die weimarischen Lande. Truppendurchmärsche folgten auf Truppendurchmärsche, Einquartierungen auf Einquartierungen. In all diesen trostlosen Tagen bewährte sich Christianens Tüchtigkeit auf das glänzendste, waren doch oft bis 28 Betten in dem Hause besetzt. Mochten Feinde und Freunde noch so viele Ansprüche stellen an Haus, Küche und Keller, die „liebe Kleine" verlor darum keineswegs Kopf und Besinnung, sondern schaltete und waltete mit Energie, Umsicht und fast allzeit gleichmäßiger Freundlichkeit.

---

[1]) Annalen.

Kaum heimgekehrt, begab sich Goethe am 26. September noch einmal nach Jena, um unter Beistand des Bergrats J. G. Leuz die eben von Karlsbad eingetroffenen Kisten mit den mineralogischen und geologischen Funden und Erwerbungen auszupacken und letztere zu verzeichnen. Und während die Kriegsfurie um und in Jena von Tag zu Tag heftiger in loderndem Zorne entbrennt, denkt der Dichter noch an alle möglichen häuslichen Bedürfnisse und schreibt am 30. September seinem „häuslichen Mädchen": „Du erhältst hierbey einen Kasten mit Nüssen, wovon der größte Theil in der Schaale und also noch recht frisch ist. Sende mir dagegen ein Pfund Schokolade, und drey Flaschen von dem rothen Wein. Es giebt so schönes Obst hier, daß ich in Versuchung gewesen bin welches zu kaufen, wenn man nur wüßte, wie man es hinüber bringen sollte . . . Lebe recht wohl, grüße August, schreibe mir was vorgeht und schicke mir was von Briefen und Zeitungen angekommen ist . . . Lebe wohl und liebe."

Am 14. Oktober — am 6. war Goethe zurückgekehrt — wurde bei Jena die Entscheidungsschlacht geschlagen und Preußen vernichtet. In den Straßen von Weimar kämpften versprengte Flüchtlinge gegen die nachdrängenden Franzosen. Überall Plünderung und Raub. Viele Häuser standen in Flammen. Die Kugeln sausten über die Stadt hin.

„In Goethes Hause", erzählt Keil nach den Mitteilungen Riemers, der als Lehrer Augusts der Familie angehörte, „lagerten sich, wie er (Goethe) vom Schlosse aus gemeldet hatte, einige Kavalleristen, sechszehn Mann, meist Elsasser, in das Bedientenzimmer. Sehr ermüdet von dem sechszehnstündigen Ritt aus Franken bis nach Jena zur Schlacht und nach Weimar, verlangten sie nichts als Streu und waren mit einigen Flaschen Wein und Bier rasch zufriedengestellt. Goethe war zurückgekommen, doch der Marschall erschien noch immer nicht, obgleich die Tafel für ihn und seine Begleiter längst bereit war. In einem Zimmer des Hinterhauses war eine Menge Personen aus der Stadt zusammengedrängt, die vor der Wut und den Mißhandlungen der Plünderer sich hierher geflüchtet hatten. Einige von ihnen waren der unermüdlichen Christiane Vulpius dabei behülflich, für den erwarteten Marschall die Speisen zu bereiten und Wein aus dem Keller heraufzuschaffen, während andere nur über das plötzliche Unglück jammerten und so nur die Bestürzung der Hausgenossen vermehrten. Die Elsasser schliefen fest. Das Haus war verriegelt. Während Goethe oben in seinen Zimmern verweilte, hielt sich Riemer auf der Hausflur hin- und wiedergehend auf, um bei Ankunft des Marschalls zur Hand zu sein, Andre aber, die sich etwa ein-

drängen wollten, abzuhalten und im Notfall die Hülfe der Elsasser anzurufen. Es war schon tief in die Nacht, und welche fürchterliche Nacht! Der Brand wütete weiter, die hochaufleuchtenden Flammen warfen Hellung bis in die Hausflur, auf den Straßen Pochen und Lärmen, Geheul und Gewinsel. Plötzlich donnerten gewaltige Kolbenstöße an die Haustür. Zwei bewaffnete Tirailleurs (zwei kleine Kerls von der spottweis sogenannten Löffelgarde) forderten Einlaß und wurden zwar zunächst von Riemer und einem der Elsasser kräftig zurückgewiesen, kamen aber später zurück und verlangten erst bittend, dann mit der Drohung, die Tür einzuschlagen oder durch das Fenster einzudringen, Aufnahme. Riemer ließ sie ein und holte ihnen auf ihre Forderung einiges Getränk und Speise. Sie verlangten nach dem Hausherrn. Riemer eilte zu Goethe hinauf, erzählte ihm in Eile den Hergang und bat ihn, herunterzukommen und die Leute abzuweisen. Obgleich schon ausgekleidet und nur im weiten Nachtrock (dem Prophetenmantel, wie er ihn scherzhaft nannte) schritt Goethe die Treppe herab und frug die Tirailleurs, was sie von ihm wollten, und ob sie nicht alles erhalten, was sie billigerweise verlangen könnten, da das Haus bereits Einquartierung habe und noch einen Marschall mit Begleitung erwarte? Seine würdige Gestalt, seine

geistvolle Miene flößten ihnen Achtung ein, höflich schenkten sie ein Glas ein und ersuchten ihn, mit ihnen anzustoßen. Bald entfernte er sich wieder. Sie tranken weiter. Später aber eilten sie, vom Wein erhitzt, die Treppe hinauf, um eine bequeme Ruhestatt zu erobern. Sie stürzten in das Zimmer Goethes und drangen mit ihren Waffen auf ihn ein. Sie hätten ihn vielleicht getötet oder doch verwundet, wenn nicht Christiane Vulpius mit Geistesgegenwart und Mut ihn gerettet hätte. Rasch warf sie sich dazwischen, rasch rief sie auf der in den Garten führenden Treppe einen der in das Hinterhaus Geflüchteten zur Hülfe, befreite mit ihm Goethe von den Wütenden und jagte sie aus den Zimmern, deren Türen sie nun verschloß und verriegelte." [1])

Am Morgen dieses 15. Oktobers nahm Marschall Augereau Quartier in Goethes Hause und sorgte dafür, daß letzteres fortan vor Plünderungen gesichert war, wenngleich es auch dann noch eine Stätte wüstesten Tumultes blieb, weil „es galt die vielen auf- und abgehenden Officiere" und Ordonnanzen neben der ständigen Einquartierung zu verpflegen. „Mit Umsicht und Gewandtheit leitete Christiane Vulpius alle diese häuslichen Geschäfte und hatte

[1]) Rich. u. Rob. Keil; Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806. Leipzig 1882. Seite 30 und 31.

dabei von dem Übermut der Offiziere nicht wenig zu leiden",[1]) so daß sie weinend gestand, „sie sei nicht im Stande, eine solche Begegnung länger zu ertragen, sie wisse nicht, wie sie etwas der Art verdient habe, und es sei ihr nicht zuzumuten, länger im Hause zu bleiben".[2])

„Goethe war mir", erzählt der jüngere Voß, „in den traurigen Tagen ein Gegenstand des innigsten Mitleidens; ich hab ihn Tränen vergießen sehen . . Mir war es rührend, wie Goethe am zweiten Abend nach der Schlacht (Donnerstag 16. Oktober), als wir um ihn versammelt waren, der Vulpius für ihre Treue in diesen unruhigen Tagen dankte und mit den Worten schloß: ‚So Gott will, sind wir morgen Mittag Mann und Frau'." [3])

Not und Gefahr, innige Dankbarkeit und Liebe, der Wunsch, seinen Sohn als ehelichen Sprößling anerkannt zu wissen, — dies alles hatte den oft erwogenen Gedanken, seine Gewissensehe mit Christiane in eine kirchlich sanktionierte umzuwandeln, plötzlich zu einem festen Entschluß gereift.

„In Momenten der Angst und der Verwirrung

---

[1]) Rich. u. Rob. Keil; Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806. Leipzig 1882. Seite 36.

[2]) Ebenda Seite 37.

[3]) Gräf, Goethe und Schiller in Briefen von H. Voß d. j.

wie diesen, wo alle Bande gelöst waren", stellt Theodor Kräuter, der ehemalige Privatsekretär Goethes, in seinen Nachlaßpapieren des Dichters Motive dar, „wird wohl der Mann erst ganz den Wert eines treuen Wesens, das, sich selbst vergessend, bloß ihn zu schützen und Unangenehmes von ihm abzuwehren bemüht ist, vollständig fassen. Achtung des sittlichen Gesetzes der Ehe, Überzeugung von dem Wert und der reinsten, größten Zuneigung der Freundin führen wohl, ohne äußere, fremde Veranlassung, bei gleichen Umständen zu gleichem Entschluß. Eine häusliche Existenz hatte sich Goethe längst gegründet; auch der Sache, nur nicht der Form nach, lebte er bereits im Ehestande."[1])

Ebenso glaubt Voß, Gründe für den Entschluß Goethes, der gewiß den meisten recht unerwartet gekommen sein wird, darlegen zu müssen und spricht sich folgendermaßen aus: „Goethes Heirat scheint mir die Frucht von seinem damaligen Gefühl gewesen zu sein, daß auf Erden eine allgemeine Gleichheit eingetreten sei. Er dachte wohl zunächst an die möglichen Wechsel der Dinge und wünschte die versorgt, der er doch so viele Verbindlichkeiten schuldig ist. Die Vulpius mag sein, was sie will, für Goethe hat sie

[1]) Rich. u. Rob. Keil; Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806. Leipzig 1882. Seite 53.

von je her mit beispielloser Treue gewacht, und sie durfte mit Recht Anspruch auf seine Dankbarkeit machen. Auch ist sie ja immer die Mutter seines geliebten Sohnes. Irdische Verhältnisse mögen Goethe bisher abgehalten haben, die Vulpius zu heiraten; aber wann konnten solche Rücksichten weniger stattfinden, als zu der Zeit, wo alles sich auflösen zu wollen schien. Und welchen Zeitpunkt konnte Goethe bequemer wählen, das zu tun, was er schon lange hat tun wollen, als zu einer Zeit, wo die Stadtfama mit viel wichtigeren Dingen beschäftigt war, als auf eine solche Kleinigkeit zu merken. Als man sich wieder besinnen konnte, war Goethes Heirat schon etwas Altes und Verjährtes.[1])

Goethe warf alle Bedenken mit einem Male beiseite und verständigte am 17. Oktober den Oberkonsistorialrat Günther von seinem Vorhaben: „Dieser Tage und Nächte ist ein alter Vorsatz bey mir zur Reife gekommen; ich will meine kleine Freundinn, die so viel an mir gethan und auch diese Stunden der Prüfung mit mir durchlebte völlig und bürgerlich anerkennen, als die Meine. Sagen Sie mir würdiger geistlicher Herr und Vater wie es anzufangen ist, daß wir, sobald möglich, Sonntag, oder vorher getraut

[1]) Gräf, Goethe und Schiller in Briefen von H. Voß d. j.

werden. Was sind deßhalb für Schritte zu thun? Könnten Sie die Handlung nicht selbst verrichten, ich wünschte daß sie in der Sakristey der Stadt-Kirche geschähe. Geben Sie dem Boten, wenn er Sie trifft gleich Antwort. Bitte! Goethe".

Die erbetene Antwort mußte am 17. oder 18. erfolgt sein, denn Goethe wandte sich am letzteren Tage an den Geheimrat Voigt, „den treuen und ewig unvergeßlichen Geschäftsfreund", um mit dessen Beihülfe die Befreiung von den gesetzlich vorgeschriebenen Formalitäten, dem dreimaligen Aufgebot der Verlobten, zu erlangen, und erhält von ihm am Morgen des 19. Oktober das nachstehende Schreiben: „Alsbald gestern, wie ich ein Blättchen von E. E. erhielt, das mir unsern affreusen Zustand doppelt fühlbar machte — besorgte ich was nötig war, mittelst eines Voti, das sofort an die Geistl. Instanz gegeben und die Nachsendung eines Rescripts verheißen wurde . . . Möge die Befestigung Ihres häusl. Zustandes und seiner externen rechtl. Folgen, E. E. zu einiger mehrer innern Ruhe des Lebens gereichen, und die treue Gefährtin Ihres Lebens solches verlängern und theilen helfen!"[1])

---

[1]) Rich. u. Rob. Keil; Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806. Leipzig 1882. Seite 67.

Noch an demselben Sonntagmorgen wechselten Goethe und Christiane in der Sakristei der Hofkirche — nicht Stadtkirche, wie ersterer irrtümlich geschrieben, denn Günther war Prediger an der Hof- und Garnisonkirche — die bedeutungsvoll vom 14. gezeichneten Ringe in Gegenwart Riemers und ihres sechszehnjährigen Sohnes August. Der Oberkonsistorialrat Günther vollzog die Trauung in einer den ernsten Tagen angemessenen, würdig-einfachen Weise, und damit hatte die Ehe, die 18 Jahre der kirchlichen Weihe entbehrte, des Priesters Segen und vor Gott ihre Anerkennung erlangt, — nicht aber in den höheren Gesellschaftskreisen Weimars. Man konnte es Goethe nicht verzeihen, seine Wirtschafterin zur Frau Geheimrat erhoben zu haben, und noch weniger Christianen, daß sie sich in diese ihr nicht gebührende Stellung „hineingedrängt" hatte.

Frau von Stein fand nicht Worte und Ausdrücke genug, um ihrem Grimme Luft zu machen und schrieb an ihren Sohn Fritz, Goethe habe sich während der Plünderung mit seiner Maitresse öffentlich in der Kirche trauen lassen, und der Wittwe Schillers hatte diese Trauung „etwas Grausenhaftes".[1])

---

[1]) Vergl. Rich. u. Rob. Keil; Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806. Leipzig 1882. Seite 68 u. 69.

Was aber auch Neid, Bosheit und Verleumdung ersinnen mochten, um Christiane herabzusetzen, Goethe achtete des kaum und mit Strenge darauf, daß seiner Frau die ihr zustehenden Ehren erwiesen wurden, wie er selbst nie vergaß, was er seiner rechtmäßigen Gattin an Ehrerbietung schuldig war.

„Gott hab' ich und die Kleine
Im Lied erhalten reine;
So laßt mir das Gedächtnis
Als fröhliches Vermächtnis!"

Frau Rat ist über des Sohnes Heirat selbstverständlich herzlich erfreut und beglückwünscht das Paar gar bald nach der Vermählung: „Zu deinem neuen Stand wünsche dir allen Seegen — alles Heil — alles Wohlergehen — da hast du nach meines Hertzens Wunsch gehandelt — Gott! Erhalte Euch! Meinen Seegen habt Ihr hiemit in vollem Maas — der Mutter Seegen erhält den Kindern die Häußer . . Grüße meine Liebe Tochter hertzlich — sage Ihr, daß ich Sie Liebe — schätze — verehre —".[1])

„Goethe übte", wie Riemer ausführlich berichtet, „damit den Akt der Gerechtigkeit und Versöhnung mit den recipierten Sitten und Gebräuchen seiner Zeit aus und beruhigt dadurch auch die minder selbständigen Seelen, die Frömmler und Scheinheiligen,

[1]) Den 27ten Oktober 1806.

denen das frühere Verhältnis immer etwas apprehensiv, mehr aus deutscher Verlegenheit (en peine) wegen des zu gebenden Titels, als an sich selbst sein mochte, obwohl sie in der Gegenwart weniger skrupulös sich auch darüber zu fassen wußten. Denn ich habe nicht gesehen, daß diejenigen, welche in Briefen oder Conventikeln (z. B. Herder an Knebel) darüber glossieren mochten, sich's im Benehmen gegen die Dame hätten merken lassen; noch daß Speisen oder Getränke, die sie ihnen vorsetzte, darum weniger schmackhaft und annehmenswert geschienen hätten, als wenn sie von der legitimsten und adeligsten Hausfrau wären bereitet gewesen." [1])

Nicht leicht war es gewesen, Christianen eine geachtete Stellung in der Gesellschaft zu verschaffen, zumal sie Frauen, wie Charlotte von Stein und Schiller, noch immer zu heftigsten Gegnern hatte. Darum war sich auch Goethe voll bewußt, daß er von diesen Damen nichts erwarten und eine Einführung der Gattin in deren Zirkel vorerst nicht vornehmen konnte. Er warf daher sein Augenmerk auf die unlängst von Danzig nach Weimar übergesiedelte, hochherzige und vorurteilsfreie Wittwe Johanna Schopenhauer, die Mutter des späteren

[1]) Vergl. Briefe von Goethes Frau an Nicolaus Meyer. Straßburg 1887. Seite 9.

großen Philosophen, die als eine Ausländerin, Großstädterin und vielgebildete Frau für jene beschränkten, kurzsichtigen Standesrücksichten und philiströsen kleinstädtischen und kleinstaatlichen Verhältnisse kein Verständnis hatte und mit freiem Blick den Menschen als Menschen ansah, nicht aber als ein notwendiges Erzeugnis gesellschaftlich-konventioneller Unnatur.

Ihr galt der erste Besuch, nachdem Goethe vorher durch Dr. Riemer nach ihrem Befinden sich hatte erkundigen und sich und Gattin für den Abend des 21. Oktober hatte anmelden lassen.

Johanna Schopenhauer erzählt ihrem Sohne über diesen Besuch folgendes: „Ich empfing sie, als ob ich nicht wüßte, wer sie bisher gewesen. Ich sah deutlich, wie sehr mein Benehmen ihn freute; es waren noch einige Damen bei mir, die erst formell und steif waren und hernach meinem Beispiele folgten. Goethe blieb fast zwei Stunden und war so gesprächig und freundlich, wie man ihn seit Jahren nicht gesehen hat. Er hat sie noch zu niemand als zu mir in Person geführt. Als Fremder und Großstädterin traute er mir zu, daß ich die Frau so nehmen werde, als sie genommen werden muß; sie war in der Tat sehr verlegen, aber ich half ihr bald durch.“[1])

[1]) Vergl. Rich. u. Rob. Keil; Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806. Leipzig 1882. Seite 69 u. 70.

Der kirchliche Segen hatte natürlich in der Ehe nicht die geringste Umwandelung hervorgerufen. Er war für Goethe eben nur eine Formsache. „Ihre Wohnungsräume blieben die bisherigen, während Goethe sein im andern Flügel des Hauses befindliches Zimmer beibehielt. Es blieb alles im alten Geleise,“ [1]) und so konnte der junge Voß auf die Anfrage Abekens: „Weißt du nichts von Goethe? — Gieb mir einige Aufklärung über seine Heirat. Darüber, ich kann's nicht leugnen, habe ich mich ein bischen gekreuzigt und gesegnet. Weil ich glaube, daß an der Vulpius nicht viel ist —“ [2]) sehr wohl antworten: „Übrigens leben Goethe und seine Frau wie vorher. Er nennt sie ‚liebes Kind‘ wie vorher und sie ihn ‚lieber Geheimrat‘ und ‚Sie‘ wie vorher. Sie macht in ruhigen Tagen ihre Lustpartien, sie hat ihre Schauspielergesellschaften, alles wie vorher.“ [3])

„Alles wie vorher“ — und doch! welch ein Glücksstrahl mag in das Herz der verketzerten Dulderin gefallen sein, als der Kirche Segen sie dem Geliebten verband und rechtmäßig zu eigen gab!

---

[1]) Vergl. Rich. u. Rob. Keil; Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806. Leipzig 1882. Seite 70.

[2]) 24. März 1807. Vergl. Gräf, Goethe und Schiller in Briefen von H. Voß d. j.

[3]) 26. April 1807. Ebenda.

Christiane von Goethe.

Am 23. März 1807 war Christiane zum zweiten Male zu der Mutter nach Frankfurt gereist und mit ihr „sehr vergnügt und glücklich" gewesen, worüber Frau Rat ihrem Sohne gleich nach der Rückkehr Christianens Kunde gibt. Sie schreibt ihm Freytag d. 17ten Aprill: „Dein Brief welcher die glückliche Ankunft meiner Lieben, Lieben Tochter mir verkündigte hat mir Hertz und Angesicht frölich gemacht — Ja wir waren sehr vergnügt und glücklich beyeinander! Du kanst Gott dancken! So ein Liebes — herrliches unverdorbenes Gottes Geschöpf findet mann sehr selten — wie beruhigt bin ich jetzt (da ich Sie genau kenne) über alles was dich angeht — und was mir unaussprechlich wohl that, war, daß alle Menschen — alle meine Bekandten Sie liebten — es war eine solche Hertzlichkeit unter ihnen — die nach 10Jähriger Bekandtschaft nicht inniger hätte seyn können — mit einem Wort es war ein glücklicher Gedancke Sich mir und allen meinen Freunden zu zeigen — alle

vereinigen sich mit mir dich glücklich zu preißen — und wünschen Euch Leben — Gesundheit — und alles gute was Euch vergnügt und froh machen kan Amen."

Auch Goethe zog es im Frühjahr ins Weite, abermals nach Karlsbad. Er selbst sagt dazu: „Der vorjährige Aufenthalt in Karlsbad hatte mein Befinden dergestalt gebessert, daß ich wohl das Glück, dem großen hereinbrechenden Kriegsunheil nicht unterlegen zu sein, jener sorgfältig gebrauchten Kur zuschreiben dürfte. Ich entschloß mich daher zu einer abermaligen Reise und zwar einer baldigen, und schon in der zweiten Hälfte des Mais war ich daselbst angelangt." [1])

Sein Aufenthalt in dem so lieben Bade sollte sich diesmal ungewöhnlich in die Länge ziehen, aber er gedachte oft seiner daheim weilenden Gattin und suchte, wie schon in früheren Zeiten seiner Abwesenheit von Hause, durch die Ankündigung von Geschenken sie zu erfreuen und zu trösten. So meldet er ihr am 27. Juli: „Auch bringe ich dir eine silberne Thee- und Milchkanne mit, zu der ich zufälligerweise, ohne sonderliche Kosten, gekommen bin," und seinem Schreiben vom 10. August legt er „abermals ein Endchen Spitze bey, daß ja keine Sendung ohne eine kleine Gabe komme".

---

[1]) Annalen 1807.

Im September wieder daheim in thüringischen Landen weilt er vom 11. November bis 18. Dezember in Jena als häufiger und gern gesehener Gast in dem Hause des Buchhändlers Frommann, und hier war es, wo ihn aufs neue die Liebe zu einem seltsam anmutigen, liebreizenden und herzgewinnenden Wesen mit ganzer Macht ergriff.

Wilhelmine Herzlieb, gewöhnlich Minchen genannt, Frommanns zu bestrickender Anmut herangewachsene Pflegetochter, zählte schon lange zu Goethes jenaischer Bekanntschaft. Oft hatte er sich in früheren Jahren mit dem kleinen herzigen Mädchen beschäftigt und auf Spaziergängen ergötzt:

„Als kleines, art'ges Kind nach Feld und Auen
Sprangst du mit mir so manchen Frühlingsmorgen."

Jetzt plötzlich sah er vor sich stehen eine holdselige Jungfrau und köstliche Menschenblüte, die ihm zur Muse ward.

„Mit Flammenschrift war innigst eingeschrieben
Petrarcas Brust, vor allen andern Tagen,
Charfreitag. Ebenso, ich darf's wohl sagen,
Ist mir Advent von achtzehnhundertsieben."

Mit Zacharias Werner, der in Goethe sein Ideal erblickte und gleichfalls nach Jena geeilt war, entspann sich nunmehr ein förmlicher Sonettensängerkrieg, in

dem die Dichter dem Mädchen in poetisch gesteigerter Liebe huldigten.

„Die Lust zur Sonettdichtung wuchs bei Goethe, je mehr er sich mit Werner über diese Kunstform unterhielt" und „in Minchens Nähe steigerte sich seine ‚Sonettenwut und Raserei der Liebe'." [1])

Minchen blieb nicht unempfänglich für Goethes Gunstbezeugungen, „ja, eine reine Liebe zu Goethe war in ihr geweckt; in seiner Gegenwart ward ihr unbeschreiblich wohl und doch auch wieder weh", [2]) niemals aber hat sie sich dem Gedanken an eine wirkliche Verbindung mit ihm hingegeben, nannte sie ihn doch stets „den lieben alten Herrn", auch „sagte ihr ihre strenge Moral: Du darfst nicht Ehestörerin werden". [3])

Ihre Empfindungen werden gewiß nur einem Wohlwollen an dem berühmten Dichter, bei dessen „goldnen Worten sie ganz in Tränen zerfloß", [4]) entsprungen sein, denn sicherlich nahm sie seine Huldigungen nur für „einen Ausfluß väterlicher Zuneigung, erhöht durch dichterische Phantasie". [5])

[1]) Gaedertz, Goethes Minchen. 2. Aufl. Seite 63.

[2]) Ebenda. Seite 69 und 70.

[3]) Ebenda. Seite 76.

[4]) Vergl. Schreiben vom 10. Februar 1808 an Christiane Selig — bei Gaedertz. Seite 54.

[5]) Bielschowsky, Goethe. 2. Bd. Seite 261.

Sie wußte ihre Regungen ebenso zu unterdrücken, wie Goethe, der am 18. Dezember nach Weimar zurückkehrte, allerdings mit dem schmerzlichen Gefühl der Verzichtleistung und Entbehrung, gesteht er doch selbst noch in späterer Zeit seinem Freunde Zelter, sie mehr geliebt zu haben als billig, und in dem Schreiben an seine Frau vom 6. November 1812: „Sie ist nur eben ein paar Jahre älter, an Gestalt und Betragen aber immer noch so hübsch und so artig, daß ich mir garnicht übel nehme, sie einmal mehr als billig geliebt zu haben."

Fern dem holden seelenvollen Mädchen errang er gar schnell seine Selbstbeherrschung wieder. Damit hatte die Liebesepisode ihr Ende erreicht, wenngleich die Beziehungen zu Wilhelmine auch in den „Wahlverwandtschaften" noch nachklangen und Minchen der Ottilie Urbild ward.

Bereits einmal in dem höchst flüchtigen Verhältnis zu Henriette von Lüttwitz ist des Näheren klargelegt worden, wie es mit solchen vorübergehenden Liebschaften des Dichters bestellt ist, wie wenig sie dazu angetan sind, das eigene häusliche Glück zu gefährden, und wie in all diesen Fällen die Liebe und Verehrung zu seiner kleinen Freundin und Gattin die gleiche bleibt und in nichts geschmälert wird.

Als er im folgenden Jahre mit Riemer wiederum

Karlsbad aufsucht, bildet die Familie Ziegesar den Zirkel, in dem er sich vornehmlich bewegt. Namentlich die „Kinder, bei seinem ersten Eintritt in Drakendorf (Ziegesarsches Gut bei Jena) noch nicht geboren, kamen ihm stattlich und liebenswürdig herangewachsen hier entgegen",[1]) und Silvie und ihre Freundin Pauline Gotter bildeten für ihn bald den Hauptanziehungspunkt des Bades und konnten sich seiner lebhaften Freundschaft rühmen.

„Fräulein Silvie ist gar lieb und gut," schreibt er Christianen, „wir haben viel zusammen spaziert . . . Was wirst du aber sagen, wenn ich dir erzähle, daß Riemer ein recht hübsches Augelchen gefunden hat, und noch eins dazu mit Kutsch und Pferden, das ihn mit spazieren nimmt. Was sich in diesem Kapitel bei dir ereignen wird, erfahre ich doch wohl auch."[2])

Und gewiß wird Christiane in diesem Kapitel auch einiges zu verzeichnen haben, denn während der Gatte mit Silvie ein Augelchen hat, besucht, wie er an Bettina Brentano schreibt, seine Frau „in Lauchstädt Theater und Tanzsaal", wo sie gern weilt und wohin er ihr schon einmal die liebevoll-scherzhafte Mahnung gesandt: „Mit den Augelchen geht es,

[1]) Vergl. Annalen 1808.
[2]) 2. Juli 1808.

mercke ich, ein wenig starck, nimm dich nur in Acht daß keine Augen daraus werden."[1])

Derartige kleine Herzensabenteuer wurden als etwas durchaus selbstverständliches und als ein Erfordernis auch von Goethe angesehen, denn „eine kleine Liebschaft", sagt er als hoher Greis zu Eckermann, „ist das einzige, was uns einen Badeaufenthalt erträglich machen kann; sonst stirbt man vor Langeweile. Auch war ich fast jedesmal so glücklich dort (in Karlsbad) irgend eine kleine Wahlverwandtschaft zu finden, die mir während der wenigen Wochen einige Unterhaltung gab".[2])

Seinem heiteren Weibchen mußte man in seiner Abwesenheit von Hause wohl doch wieder den harmlosen Lebensgenuß zu trüben versucht haben, da er am 19. August ihm anempfahl: „Wenn die Leute dir deinen guten Zustand nicht gönnen und dir ihn zu verkümmern suchen; so dencke nur, daß das die Art der Welt ist, der wir nicht entgehen. Bekümmere dich nur nichts drum; so heißt's auch nichts. Wie mancher Schuft macht sich jetzt ein Geschäft daraus meine Werke zu verkleinern, ich achte nicht drauf und arbeite fort."

Erst am 17. September Mittags ist Goethe

[1]) Jena, Donnerstag den 7. Juli 1803.
[2]) Am 20. Juli 1831

wieder daheim, doch schon wenige Stunden darauf trifft ihn die niederschmetternde Nachricht von dem am 13. erfolgten Tode seiner Mutter. „Als mich, liebste Silvie," schreibt er am 21., „der Eilbote aus Ihrem freundlichen Thale wegrief, ahnte ich nicht, was mir bevorstehe. Der Tod meiner theuern Mutter hat den Eintritt nach Weimar mir sehr getrübt . . ."

Chr. August Vulpius schildert diesen traurigen Vorfall seinem Neffen August nach Heidelberg folgendermaßen: „Das Haus war mit Kränzen, Guirlanden, Teppichen behangen, mit Orangeriebäumen besetzt und die Fußboden mit Blumen bestreut. Nach Tisch mußte es Deinem Vater gesagt werden. Er war ganz hin. — Vater und Mutter gehen in tiefster Trauer; . . . Deine Mutter reiset, wenn entsiegelt wird, persönlich nach Frankfurt . . Die Mutter freut sich sehr Dich zu sehen." [1])

Welches Vertrauen Goethe in den Takt und die Fähigkeit Christianens setzt, davon gibt er jetzt zu Anfang Oktober den schlagendsten Beweis, indem er sie zur Nachlaßregulierung nach Frankfurt sendet.

Die „glatte und noble Weise", [2]) in der Christiane diese gewiß nicht leichte Aufgabe erledigte, rief aller Beteiligten Anerkennung und Lob in hohem Maße

[1]) Den 21. Sept. 1808. Goethe-Jahrbuch X. Seite 17.
[2]) Vergl. Goethe an Knebel, Weimar den 25. November 1808.

hervor. Auch Henriette Schlosser stimmt in dieses voll mit ein und schreibt: „Wir haben sie alle herzlich gerne, und sie fühlt dies mit Dank und Freude, erwidert es auch, und war ganz offen und mit dem vollsten Vertrauen gegen alle gesinnt. Ihr äußeres Wesen hat etwas gemeines, ihr Inneres aber nicht. Sie betrug sich liberal und schön bei der Teilung, bei der sie sich doch gewiß verraten hätte, wenn Unreines in ihr wäre. Es freut uns alle, sie zu kennen und über sie nach Verdienst zu urteilen und sie bei andern verteidigen zu können, da ihr unerhört viel Unrecht geschieht."

Auch diesmal bewies sich Frau Senator Stock, wie schon bei den früheren Besuchen Christianens in den Jahren 1797 und 1807, als besonders freundschaftlich gesinnt und in geselliger Beziehung zuvorkommend, während der Stadtgerichtsrat Johann Friedrich Schlosser und der Geheimrat Bankier Willemer ihr in allen geschäftlichen Angelegenheiten fördernd zur Seite standen, wofür Goethe dem letzteren seinen besonderen Dank sagt in dem Schreiben vom 5. Dezember 1808, dem ältesten dieses erhaltenen Briefwechsels: „Noch ehe ich Ihnen, theurer alter Freund, ein Wort des gefühltesten Dankes zu sagen entschließen konnte, erscheint schon ein Brief von Ihnen an meine gute Frau, der mich so sehr erfreut, als das was sie mir mündlich und schriftlich mitbrachte.

Nehmen Sie den aufrichtigsten Dank für das viele Gute, das Sie den Meinigen erzeigt und für jeden Antheil, den Sie an uns nehmen.“ [1])

Von Frankfurt aus besuchte Christiane ihren geliebten August in Heidelberg, der dort studierte, und Goethe gibt ihr auf diese Reise in dem Schreiben vom 31. Oktober Verhaltungsmaßregeln mit, damit sie den unerfreulichen Zuständen in dem dortigen Kreise mit Geschick begegnen kann: „Kommst Du nach Heidelberg, so gehe nach Deiner Art sachte zu Werke. Was August wohlgethan ist Dir das nächste, denen danke, sei freundlich und wohgemut mit ihnen. Was sich sonst zeigt lehne nicht ab, und schaue rings umher. Sie hassen und verfolgen sich alle einander, wie man merkt um nichts und wieder nichts, denn keiner will den andern leiden, ob sie gleich alle sehr bequem leben könnten wenn alle was wären und gölten.“ [2])

Diesen letzten Satz hat Goethe gewiß mit eigenem Herzblut aus den Weimarer Zuständen heraus geschrieben, denn mochte — nach dem Urteil der Karoline von Wolzogen — in den geselligen Verhältnissen Weimars auch die schönste geistige Freiheit herrschen,

---

[1]) Th. Creizenach, Briefwechsel zwischen Goethe u. Marianne von Willemer. 3. Auflage. Seite 25.

[2]) Vergl. Gräf, Goethe und Schiller in Briefen von H. Voß d. j. Seite 107.

so fehlte es auch hier nicht an Haß und Verfolgung, und wer war diesen mehr ausgesetzt, als gerade diejenige, die es am wenigsten verdiente, sie die bescheidene, unermüdlich tätige, sorgsame Hausfrau des Dichterfürsten!

Der Dichter der „Luise", Voß, der seinen Wohnsitz in Heidelberg aufgeschlagen, hatte in seiner „niederdeutschen Eingeschränktheit sich alle bedeutenden Leute fast durchaus abgeneigt gemacht"[1]) und dadurch jene unerquicklichen gesellschaftlichen Zustände hervorgerufen.

Hier fern der Heimat mußte also Frau Christiane gewahr werden, daß auch an anderen Orten Mißgunst und Zwietracht einhergehen und ihre Saaten ausstreuen, und daß nicht allein Weimar ein günstiger Boden war, in dem solche Saat üppig emporschoß.

Die Voraussetzung, daß Goethes Eheschließung während der kriegerischen Unruhen weniger Aufsehen erregen werde, und die Behauptung des jüngeren Voß, daß die Heirat schon etwas altes und verjährtes war, als man nach jenen Wirren wieder zur Besinnung gelangte, hatten sich als durchaus nicht stichhaltig erwiesen, denn weder schwieg die Stadtfama, noch schwiegen die weiteren Kreise, die an Goethes Leben irgendwelchen Anteil nahmen.

[1]) Vergl. Thibaut an Knebel. 8. Oktober 1807 in Gräf, Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß d. j. Seite 163.

Erst sehr allmählich fanden sich die Einsichtsvolleren mit der unumstößlichen Tatsache ab und suchten einzulenken. Was auch bezweckte es, sich mehr und mehr in Groll und Hader zu verbohren und stets neue Giftpfeile von der Sehne zu schnellen, da sie wirkungslos blieben und nicht eigentlich die trafen, denen sie vermeint waren. Selbst Frau von Stein sah ihre vergeblichen Bemühungen, einen Keil zwischen Goethe und Christiane zu treiben, endlich ein und gesteht ihrem Sohne: „Angenehm ist es mir freilich nicht, in der Gesellschaft zu sein, indessen da er das Kreatürchen sehr liebt, kann ich es ihm wohl einmal zu Gefallen tun," nämlich zu einem Abendessen in der Familie Goethe zu erscheinen.

Auch Christiane fühlte die allmähliche Wandlung in der Gesinnung ihrer gehässigsten Feinde und schrieb am 30. (oder 31.) Dezember 1808 an August nach Heidelberg: „Endlich nach aller Noth und Qualen, die ich gehabt habe, theils wegen fremder Besuche, theils Besuche, die ich habe machen müssen, komme ich daran Dir endlich heute Dein Kistchen zu packen . . . Denke Dir nur, wer alles bei uns ist; ein Herr von Kügelgen, der Deinen Vater malt, der Doktor Meyer, Herr von Humboldt, Werner, Arnim und noch mehrere Fremde. Dazu habe ich müssen 18 vornehmen Damen Visiten machen. Wir hatten einen

Thee von 30 Personen, alle Damen die Du kennst, Frau von Wolzogen, Stein, Schiller und mehrere. Am zweiten Weihnachtsfeiertag war ein großes Soupé bei Wolzogens, wo ich auch dazu eingeladen war, und ich habe die Schillern und Wolzogen recht lieb gewonnen." [1])

Ähnliche Berichte von einer Annäherung der Frau von Stein, Schiller und anderer kehren auch in den nächsten Jahren häufiger wieder und lassen auf eine wenigstens oberflächliche Aussöhnung der Frauen schließen.

So schreibt am 18. Juni 1810 Charlotte von Schiller an Goethe: „Ich habe die liebe Frau in dem Garten einigemal aufgesucht; fand aber die Türe in das Gartenhaus nicht offen. Vorige Woche wollt ich sie besuchen mit meiner ältesten Tochter, weil sie so freundlich war, sie die Tanzstunden einen Abend zu sich zu nehmen, aber ich hatte einen so argen Schnupfen", und am 10. Juni 1812: „Unser Meyer wird Ihnen mehr von der Welt sagen können, die Sie interessiert, als ich. Deswegen bitte ich Sie nur noch, mich der Frau Geheimrätin freundlichst zu empfehlen. Ich hoffe, der Sprudel (Goethe und Christiane befanden sich derzeit in Karlsbad) tut Ihnen

[1]) Vergl. Goethe-Jahrbuch X Seite 28.

beiden wohl, und Sie kehren heiter und kräftig zurück."

Allerdings wird dieser freundschaftlichere Ton wohl kaum echt gewesen und aus dem Herzen gekommen sein, sondern lediglich den konventionellen Formen sich angepaßt haben, denn sonst hätte Charlotte sich nicht schon ein Jahr später, aus Anlaß der wielandschen Leichenfeier, der beißendsten Gehässigkeit schuldig machen und also schreiben können: „Es durften nur Frauen von Maçons, noch dazu nur von hiesigen dabei sein. Ich als die beste Freundin Wielands, die ihn in den letzten Jahren am meisten sah, hätte wohl tiefer gefühlt was da vorging, als manche Dame die entweder nur da war um da zu sein, oder in leere Acclamationen auszubrechen . . . Hätte ich der dicken Hälfte (Christiane) für eine Schale Punsch ihr Recht abkaufen können, wie Esau um ein Linsengericht seine Erstgeburt, so glaube ich, wir wären beide an unserem Platz gewesen."

Zu aufrichtig-innigen Beziehungen zwischen Christiane und der Mehrzahl der weimaraner Damen kam es niemals. Zwar besuchte sie regelmäßig die größeren Gesellschaften und stand im eigenen Heim den Festen in bescheiden-angemessener Art vor, doch fühlte sie sich in den förmlichen höfischen Kreisen nie recht behaglich, obwohl gerade der Hof mit Goethes

Heirat von vornherein vollkommen einverstanden sich erklärt hatte und man dort Christianen alle Achtung bewies. Ja mehr als dies, man kam ihr sogar aufs liebenswürdigste und freundlichste entgegen und lud sie zu allen Redouten und Bällen. Ihrer Freude hierüber verleiht Frau von Goethe auch gelegentlich Ausdruck, so ihrem Sohne August gegenüber am 6. Februar 1809: „Die Herzogin war außerordentlich gnädig; der Herr von Einsiedel mußte mich im ganzen Saal aufsuchen, weil sie mich zu sprechen wünschte, sie war sehr gnädig gegen mich und erkundigte sich gleich nach Dir —.“ [1])

Wie wohl mag eine solche Behandlung die stets verkannte und viel geschmähte Frau berührt und für all die vielen Kränkungen reichlich entschädigt haben!

Auch das Verhältnis zu Körner in Dresden gestaltete sich freundlicher und man begann in seiner Familie nach und nach anders über die fatale Ehe und anders über den Wert Christianens zu denken. Nicht wenig allerdings trug zu der äußerlichen Besserung in der gesellschaftlichen Stellung dieser das stets gute Einvernehmen mit Johanna Schopenhauer bei, die sich ihrer gern annahm und bei jeder Gelegenheit eine Lanze für sie brach.

---

[1]) Vergl. Goethe-Jahrbuch X Seite 32.

Als einst in Gesellschaft die Frage an sie gerichtet wurde, welche Auffassung sie von dem Ehebündnisse Goethes mit seiner Wirtschafterin habe, war sie freimütig genug einzugestehen, Goethe habe doch keine finden können, welche würdig gewesen, daß er ihr seine Hand reiche. Viel liegt in diesem Ausspruche; wenn nicht gerade eine besondere Anerkennung Christianens, so doch das Bekenntnis der Unzulänglichkeit jedweden weiblichen Wesens, des großen Mannes ebenbürtige Gattin zu heißen, und die Zubilligung, daß, da Goethe nun doch einmal eine Lebensgefährtin erwählt, diese ebensogut eine Christiane als Charlotte oder sonstwer sein könne, wenn sie nur des Dichters eigenen Anforderungen und Wünschen entspreche.

Und Christiane entsprach in vollstem Maße seinen Anforderungen. „Sie besaß nicht die Gemütsinnigkeit einer Friederike, nicht die Anmut einer Lili, nicht den Geist und die Schönheit einer Corona Schröter, aber in ihrer frohen, lebensfreudigen Natur, ihrem gesunden Humor, ihrer naiven, sinnlichen Heiterkeit besaß sie Eigentümlichkeiten, welche jenen nicht eigen und doch gerade Goethen in hohem Grade sympatisch waren.“ [1])

Wie Goethe selbst darüber dachte, was eigentlich

[1]) Rich. u. Rob. Keil, Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806. Leipzig 1882. Seite 50.

uns zwingt, einem Mädchen von Herzen zugetan zu sein, also auch ihn mag an Christiane anfänglich entzückt und sodann dauernd gefesselt haben, ersehen wir aus der Unterredung mit Eckermann vom 2. Januar 1824: „. . als ob die Liebe etwas mit dem Verstande zu tun hätte! Wir lieben an einem jungen Frauenzimmer ganz andere Dinge als den Verstand. Wir lieben an ihr das Schöne, das Jugendliche, das Neckische, das Zutrauliche, den Charakter, ihre Fehler, ihre Kapricen, und Gott weiß was alles Unaussprechliche sonst; aber wir lieben nicht ihren Verstand. Ihren Verstand achten wir, wenn er glänzend ist, und ein Mädchen kann dadurch in unsern Augen unendlich an Wert gewinnen. Auch mag der Verstand gut sein uns zu fesseln, wenn wir bereits lieben; allein der Verstand ist nicht dasjenige, was fähig wäre, uns zu entzünden und eine Leidenschaft zu erwecken."

Darüber, wie gerade in Christiane Goethe die rechte Gattin gefunden, die für ihn einzig und allein paßte, konnte der langjährige und vertraute Genosse des Goethischen Hauses am besten urteilen, Riemer, der also schreibt: „Nur ein solches weibliches Wesen bedurfte er zu freier und möglichst ungehinderter Entwicklung seiner selbst, und keine auf Rang und Titel Anspruch machende, in gelehrtem Zirkel wohl gar selbst

als Schriftstellerin glänzenwollende Dame hätte sie fördern, oder nur sein häusliches Behagen und eheliches Glück machen können, wie ihn ganz nahe berührende Erfahrungen früher und später belehren sollten. Soviel bleibt ausgemacht gewiß, daß — alle übrigen Vorteile nicht in Betracht gezogen — in diesem häuslichen und wirtschaftlichen Zusammenleben nicht die gewöhnlichen Ehestandsscenen und Gardinenpredigten vorfielen, die selbst in dem legitimsten Ehestande seiner nächsten Freunde nicht selten waren."

„Oftmals hab' ich geirrt und habe mich wiedergefunden,
Aber glücklicher nie, nun da dies Mädchen mein Glück."

So kennzeichnet der Dichter seine innere seelische Zufriedenheit in Christianens Besitz.

Doch kehren wir zurück zu den Ereignissen des Jahres 1808, die keineswegs gestatteten, daß Goethe sich dem Schmerze um den Verlust der teuren Mutter hingab, was freilich auch sonst durchaus nicht seiner Natur entsprach, denn er ließ die Gefühle selten über sich Herr werden, indem er sich selber sagte: „Man darf, wie gegenwärtig überhaupt, über nichts, also auch darüber (den Tod der Herzogin Mutter) nicht weiter nachdenken. Man muß von einem Tage zum andern leben und eben thun und leisten was noch möglich ist." [1])

[1]) An Zelter 4. Mai 1807.

Flüchtig dachte er daran, aus Liebe zu den verstorbenen Eltern und der Vaterstadt, in Frankfurt eine Wohnung als ständigen Sommeraufenthalt und für Frau und Sohn das Bürgerrecht zu erwerben, allein bald ließ er den Plan fallen wegen der lästigen Förmlichkeiten, denn „was sollen wir", lautet es in einem Schreiben an die Gattin, „Taufscheine produzieren, die von der einen Seite das große Geheimniß frauenzimmerlicher Jahre verrathen, und von der anderen mit den Trauscheinen nicht übereinstimmen".

Die Versenkung in Dürers christlich-mythologische Handzeichnungen gewährt ihm köstlichen Trost für den herben Verlust, den er erlitten, bis auch ihn ein „brausendes Hof- und Weltgetöse", „die ferneren und näheren Kriegsbewegungen" und die Teilnahme an dem Kongreß zu Erfurt, auf dem ihm die seltene Auszeichnung wurde, zum Kaiser Napoleon „per express" berufen zu werden, aus ernster Beschaulichkeit herausrissen.

„Längst und besonders schon seit den letzten Jahren gewohnt sich von der Außenwelt abzuschließen, seinen Geschäften nachzuhangen, Geistesproduktionen zu fördern", brachte er das kommende Jahr 1809 „ohne auswärtigen Aufenthalt, teils in Weimar, teils in Jena zu",[1]) verschloß sich in die Stille seines Hauses

[1]) Annalen 1809.

und lebte der Arbeit, ungehindert durch die Sorgen des alltäglichen Lebens, welche die treue Gattin auf die eigene Schulter lud. „Vier Monate sitzt er in freiwilliger Isolierung in Jena und schafft an dem Roman (die Wahlverwandtschaften). Es ist ein leidenschaftlich gespanntes Arbeiten. Niemand darf ihn stören. Er bittet dringlich und wiederholt seine Frau, ihn nicht zu besuchen und auch alle anderen Besuche von ihm fern zu halten. So darf auch August, der nach anderthalbjährigem Studium in Heidelberg in die Heimat zurückkehrt, nicht zu ihm. Erst als der letzte Druckbogen korrigiert ist, am 4. Oktober, giebt er sich den Seinen und der Weimarischen Welt wieder zurück.“ [1])

Aus einem tiefen persönlichen Bedürfnis heraus schrieb Goethe diesen Roman, das vollendete Muster einer Novelle, unerreicht in unserer gesamten Literatur, was Komposition, Gehalt und Ausführung betrifft, und „niemand verkennt an diesem Roman“, nach des Dichters eigenen Worten, „eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet“.[2])

„Wie weit jedoch dieses schmerzliche Gefühl, das zur Dichtung getrieben hatte . . ., auf ein bestimmtes

[1]) Bielschowsky, Goethe. 2. Bd. Seite 263.
[2]) Annalen 1809.

einzelnes Erlebnis Goethes zurückzuführen ist, läßt sich nicht mit voller Gewißheit entscheiden. Es scheint fast, als ob zunächst aus der allgemeinen Empfindung der Trauer darüber, daß wir im Leben so vielem entsagen müssen, der Roman entsprungen sei. Besonders in seinem Liebesleben mochte das Goethe wiederholt zum Bewußtsein gekommen sein. Durch Pflicht und treue Liebe an Christiane gebunden, konnte er doch in ihrem Besitze keine vollkommene Befriedigung für Geist und Herz finden. Mehrfach machten andere, jüngere Frauen tiefen Eindruck auf ihn, er fühlte sich in leidenschaftlicher Sehnsucht zu ihnen hingezogen; doch achtete er die Heiligkeit der Ehe viel zu hoch und hatte sich das Gebot der Pflicht viel zu streng ins Herz gegraben, als daß er nicht stets kraftvoll solche Leidenschaft niedergekämpft hätte."[1])

Es ist Goethe von seinen Zeitgenossen oft der Vorwurf gemacht worden, — und es geschieht dies auch heutzutage noch vielfach — daß er seine Gewissensehe so viele Jahre als solche geführt und nicht schon früher den kirchlichen Segen ihr erbeten hatte, und man schloß aus seinem Verhalten überhaupt auf eine läßliche Anschauung inbetreff der Heiligkeit der

[1]) Franz Muncker, Einleitung zu den „Wahlverwandtschaften". Goethes sämtl. Werke. Cotta. Jubiläumsausgabe. 21. Band.

Ehe, während er doch nicht die Ehe als solche, sondern nur die kirchlichen Zeremonien negierte.

Dieser Meinung, die vielfach festen Fuß gefaßt und Verbreitung gefunden hatte, war es daher zuzuschreiben, daß die „Wahlverwandtschaften" bei dem Publikum nur wenig Verständnis und Anteilnahme gewannen, und gegen den Verfasser sogar der Vorwurf der Unsittlichkeit hervorriefen. Solche Angriffe beunruhigten ihn indessen nicht sonderlich, war er doch schon gewohnt, daß gerade seine besten und tiefempfundensten Werke wenig beachtet und unverstanden blieben. Mit den Worten: „Solche Urteile tun mir leid, es ist doch mein bestes Buch . ." suchte er sich abzufinden und dem Tadel zu begegnen. Und in der Tat, die „Wahlverwandtschaften" sind ein Buch von hohem sittlichen Wert und Inhalt, und niemals ist der Heiligkeit und Würde der Ehe ein herrlicherer Denkstein gesetzt worden, als in ihnen.

„Das Gesetz in dem Buche ist wahr", um mit Goethes eigenen Worten zu reden, „das Buch ist nicht unmoralisch, man muß es nur vom größeren Gesichtspunkte betrachten", und die sittliche Lehre, das Gesetz, ist dieselbe, die Christus in der Bergpredigt gab: „Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen." [1])

[1]) Vergl. Heinemann, Goethe. 2. Aufl. Seite 630.

Faßt man das tragische Ende des Romans recht ins Auge, so wird uns in ihm die Bestätigung dieses Sittengesetzes. Lassen wir Mittler, diese höchst eigenartige Figur der „Wahlverwandtschaften" sprechen, ihn, dem Goethe wohl teilweise die eigenen Anschauungen in den Mund gelegt hat: „Sie (die Ehe) ist der Grund aller sittlichen Gesellschaft, der Anfang und der Gipfel aller Kultur —. Unauflöslich muß sie sein. Sich zu trennen giebt es gar keinen hinlänglichen Grund." Und so wird in dem Roman schon die Verletzung der Ehe durch den bloßen Gedanken bestraft, denn was die Ehe zu einem sittlichen Bunde macht, ist nicht der Kirche Segen, sondern die wahre, treue Gattenliebe, und wo diese fehlt, da ist auch jede kirchlich geweihte Ehe unsittlich und trägt den Charakter der Prostitution in sich.

Nicht immer hat Goethe so hoch von der Ehe Heiligkeit gedacht. Seine lebensgefährlichen Krankheiten hatten ihn milder gestimmt und die aufopfernde Pflege und Sorgfalt seiner lieben Kleinen zu der Erkenntnis geführt, daß ein liebevolles Eheweib ein unveräußerlicher Schatz ist, und damit seiner Hochachtung vor dem „Ewig-Weiblichen" und der Ehe jene reine Anschauung und tiefe Ehrfurcht zu Grunde gelegt.

Wie sehr er schon 1804, zwei Jahre vor seiner

Trauung, von diesen Gefühlen beseelt gewesen, und wie sehr ihm vielleicht schon damals der Gedanke nahe gelegen, seinem Bunde mit Christiane den kirchlichen Segen zu verleihen, lehrt die Erzählung des jüngeren Voß: „Es wurde der dritte Gesang aus meines Vaters ‚Luise' gelesen. Wir saßen um einen langen Tisch herum, Goethe in der Mitte, und jeder las, wenn an ihn die Reihe kam ... An ihn kam die Stelle von der Trauung. Was Schöneres habe ich nie gehört, was Schöneres kann nicht existieren! Nie hab' ich einen Mann so bewegt gesehen, die Tränen standen ihm in den Augen; er konnte nicht fortlesen. ‚Es ist eine heilige Stelle!' sagt er voll tiefer Rührung und giebt das Buch seinem Nachbar."[1])

Schon diese eine Äußerung läßt auf des Dichters wahre Meinung von der Unverletzlichkeit und Heiligkeit der Ehe schließen, wie viel mehr jener Roman, der ihm „Selbstgeißelung für die Vergangenheit und zugleich Selbstwarnung für die Zukunft"[2]) war.

Berührt dieser Gegenstand, bei dem etwas ausführlicher verweilt worden, in erster Linie nur Goethe selbsteigentlich, so kennzeichnet er immerhin recht wesentlich auch die Anschauungen und Empfindungen,

---

[1]) Gräf, Goethe und Schiller in Briefen von G. Voß d. j. Seite 18.

[2]) Vergl. Bielschowsky, Goethe, 2. Bd. Seite 294.

die er seiner Ehe und in ihr dem Verhältnis zu der Gattin zu Grunde legte und auf denen sich sein ganzes eheliches und häusliches Leben aufbaute.

Hatte sich Goethe bisweilen von seinen Liebesleidenschaften über das strengerlaubte Maß hinaus fortreißen lassen, die Unverletzlichkeit seiner eigenen Liebesehe gefährdend und die Ehrfurcht vor ihr ins Wanken bringend, so war er sich und Christianen gleichwohl treu geblieben, indem er zu entsagen lernte. Wie er in seiner Neigung zu Henriette von Lüttwitz, in seiner Leidenschaft für Minchen Herzlieb sich selbst überwunden hatte, so sollte er gar bald einen neuen Beweis von der Kraft seiner Entsagungsfähigkeit liefern.

Während der Kriegsstürme von 1812 und 1813 hatte er die eben erschienene Hammersche Übersetzung des gefeierten persischen Dichters Hafis eifrig studiert, sich daneben mit chinesischer Geschichte beschäftigt und durch sein Versenken in die mystisch-poetische Weisheit des Morgenlandes „die Nacht des Jammers überschlafen". In dem Sänger von Schiras erschien ihm sein leibhaftes Ebenbild, und „während aller Augen sich nach dem Rhein wandten, wo die Würfel der letzten Entscheidung fielen, wandelte Goethe im Geiste unter den Palmen und Cypressen des Orients". [1])

[1]) Vergl. Haarhaus, Johann Wolfgang v. Goethe. Seite 261.

In dieser seiner sorglosen, glücklich-heiteren Stimmung dichtet er in den Jahren 1814 und 1815 das herrliche Liederbuch, den „Westöstlichen Divan", in dem seine wiedererwachte Jugendkraft sich aufs neue und schönste offenbarte.

„Das orientalische Interesse riß sein ganzes Vermögen mit sich fort," „überall schöpfte er frische östliche Luft" [1]) und schon Ende August 1814 sind die „Gedichte an Hafis" auf dreißig angewachsen. Noch aber waren die Lieder der Liebe ungeschrieben, weil eben dem Dichter das Wesentlichste zu dieser sinnlichen Poesie fehlte, die Liebe selbst, aus der allein jene erhöhte Stimmung ersprießt. Es fehlte Hafis-Goethe seine Suleika. Sie sollte ihm werden, denn jetzt, da der Friede Europa und Deutschland wiedergegeben war, duldete es ihn nicht länger in der drückenden Enge von Amt und Hof, sondern zog ihn, ahnungsvoll neue Liebe schon im voraus fühlend, hinaus an den Rhein, in die Heimat, in heitere Gefilde.

„Also fuhr ich zu Frankfurt ein, Freitag abends, den 28." August, vermeldet er in gehobener Stimmung seiner daheim weilenden Gattin, „und ich schien nach vielen Jahren wohl empfangen, wohl gelitten."

Auf dem hübschen Willemerschen Landsitze am Obermain, in der Gerbermühle, verlebte er ungetrübte,

[1]) Vergl. Annalen.

beglückende Tage. In der „schönen Müllerin", der lebensheiteren, reich begabten, durch Anmut und Liebenswürdigkeit bezaubernden Marianne Jung, die am 27. September die Gattin Willemers wurde, fand Hafis Suleika. Selbst gottbegnadete Dichterin, übte Mariannens gemütstiefes und geistvolles Wesen eine so hohe Anziehungskraft auf Goethe aus, daß er, der gerade in dem gegenwärtigen Zustande periodischer Erregung des Höchsten sich fähig fühlte und zu dessen Entwickelung des hinanziehenden Ewig-Weiblichen bedurfte, in leidenschaftlicher Liebe zu der reizenden Frau entbrannte.

„So freundlich und gut wie vormals" bezeichnet Goethe Marianne in einem Schreiben an Christiane und berichtet dieser am 16. Oktober: „Wir waren sehr lustig und blieben lang beisammen, so daß ich von diesem Tage keine weiteren Begebenheiten zu erzählen habe." Diese Nachrichten klingen allerdings recht nichtssagend und lassen von einer Liebesglut des Fünfundsechzigjährigen nicht das Geringste erkennen. Das darf freilich nicht wundernehmen, denn wie hätte Goethe der Gattin von seiner Liebe schreiben und unnütze Sorge und Pein verursachen sollen, wußte er selbst doch zu gut, daß dieser kurze Liebestraum des Dichters bald verrauscht sein und nur die Erinnerung ihm bleiben wird.

Marianne erwiderte Goethes Neigung aufs unzweideutigste, wie dies aus ihrem späteren Gedichte: „Sieht man dich, muß man dich lieben" mit Gewißheit zu erkennen ist, aber sie besaß zu viel angeborenen Takt und weibliche Würde, um die Grenze des Erlaubten zu überschreiten, und auch für Goethe bedeutete diese Episode gesteigerten Liebeslebens eben nur eine vorübergehende Förderung seiner Produktivität. Er bedurfte einer solchen Liebe, um in jene erhöhte Stimmung, wie sie aus den Divanliedern spricht und sprechen soll, versetzt zu werden, heißt es doch

„Unter Lieben, Trinken, Singen
Soll dich Chiſers Quell verjüngen."

Goethe liebte mit Leidenschaft, aber gleichwohl verlor er in ihr nicht seine kühle Besonnenheit. Selbst als er im folgenden Jahre 1815 wochenlang als Gast des Willemerschen Ehepaares auf der Gerbermühle verweilte, blieb er seiner Gefühle Meister und fest in der Entsagung.

Perle an Perle reihte er auf die Schnur seiner Divanlieder und mit ihr schmückte er seine Geliebte und Muse. Jede Perle war ein Geständnis von Liebe und Glück.

Der Abend des 17. September war der letzte, den Goethe auf der Gerbermühle zubrachte, und am Morgen des 26. schlug, nach überraschendem kurzen

Wiederzusammentreffen in Heidelberg, die Trennungsstunde.

Goethe sollte Marianne nie mehr wiedersehen. Zwar bereitete dieser Abschied dem heiteren Liebesleben ein jähes Ende, aber die Zauberkraft seiner Muse wirkte nach, und Mariannens Briefe verliehen Goethe noch längere Zeit höchste poetische Anregung. Im Jahre 1827 mußte er allerdings gestehen, daß „die Lieder des Divan gar kein Verhältnis mehr" zu ihm hätten. „Sowohl was darin orientalisch, als was darin leidenschaftlich ist, hat aufgehört in mir fortzuleben; es ist wie eine abgestreifte Schlangenhaut am Wege liegen geblieben."[1])

Heimgekehrt sah sich Goethe von neuem beglückt durch Christianens treue Sorgfalt und häusliches Wirken, wenngleich die Vorboten ihrer nahenden schweren Krankheit schon jetzt häufiger zu ernster Bekümmernis Veranlassung gaben. Christiane aber verlor nichts von ihrem guten Humor und suchte durch gleichbleibende Heiterkeit, die sie mit ihrer Gesellschafterin Karoline Ulrich teilte, sich und die Ihren über den leidenden Gesundheitszustand hinwegzutäuschen. Auch daß noch immer die gleichen und neuerfundenen Skandalgeschichten über sie nicht schwiegen,

[1]) Eckermann, Gespräche mit Goethe. Sonnabend d. 12. Januar 1827.

machte sie nicht irre an sich und ihrem Eheglücke, wachte der Gatte doch fast ängstlich darüber, daß wenigstens in dem persönlichen Verkehr ihr niemand zu nahe trat. Wo dies gelegentlich geschah, da wußte er den Störenfried sogleich energisch zurechtzuweisen und gebührend zu züchtigen.

Schon aus dem Jahre 1800 vom 27. Oktober besitzen wir einen Brief Körners an Schiller, worin es heißt:

„Daß Goethen seine Verhältnisse drücken müssen, begreife ich recht wohl, und ich erkläre mir daraus, warum er außerhalb Weimar weit genießbarer als in Weimar sein soll. Man verletzt die Sitten nicht ungestraft. Zu rechter Zeit hätte er gewiß eine liebende Gattin gefunden, und wie ganz anders wäre da seine Existenz!... Goethe kann selbst das Geschöpf nicht achten, das sich ihm unbedingt hingab. Er kann andern keine Achtung für sie und die Ihrigen erzwingen. Und doch mag er nicht leiden, wenn sie gering geschätzt wird."

Daß er letzteres weder vor seiner Trauung noch nachher jemals geduldet hat und allzeit energisch dafür sorgte, daß Christiane mit gebührender Achtung behandelt wurde, zeigt sich am deutlichsten in seiner Handlungsweise zu der jungvermählten Bettina von Arnim, der Tochter seiner Jugendfreundin Maxe

Brentano. Als sie mit ihrem Gatten im Jahre 1811 Weimar und Goethe besuchte und bei dieser Gelegenheit Christiane ungebührlich begegnete, sie eine „Blutwurst" nennend, ohne zu bedenken, daß dem Dichter die Gattin näher stehen müsse als seiner Jugendfreundin Tochter, deren leidenschaftliche Verehrung er zwar wohlwollend entgegennahm, zu der besondere Neigung ihn aber durchaus nicht zog, verbot er ihr sein Haus, gab ihre Freundschaft der Ehegattin zuliebe preis und brach den Briefwechsel ohne weiteres schroff ab, — jedenfalls ein schönes Zeichen seiner Liebe und Achtung für die Frau, „der er seit dem ersten Schritte, den sie in sein Haus tat, nur Freude zu danken hatte".

Welch größere Freude aber hatte er Christianen zu danken, als diejenige über den ihm geschenkten Sohn, das einzige Kind, das am Leben geblieben, nachdem zwei Knaben und zwei Mädchen, die dieser Liebesehe entsprossen, im zartesten Alter gestorben waren! Schon „zu dem kleinen Geschöpf in den Windeln"[1]) zog ihn herzlichste Neigung und diese wuchs ständig, je mehr jenes sich geistig und körperlich zu einem schönen, geweckten Knaben entwickelte. Zärtlich liebte er August, führte ihn spazieren, nahm ihn auf Reisen mit und suchte ihn durch eigenes Beispiel und belehrende Unter-

[1]) An den Herzog Carl August. Venedig d. 3. Apr. 90.

handlungen im Wissen und Können zu fördern und seinen Anschauungskreis zu erweitern. Auch gab er ihm in Riemer einen fürtrefflichen Erzieher.

Kindlich hing August an seinen Eltern, wie diese an ihm mit hingebendster Liebe, und in der Großmutter Herz nahm er mit das erste Plätzchen ein.

„Er ist ein sehr lieber, braver Junge", berichtet Henriette Schlosser 1808 über den Neunzehnjährigen, „gescheidt, herzlich und treu. Alle Menschen lieben ihn die ihn kennen. Genialisch wie sein Vater ist er nicht, auch freut es ihn gewaltig, daß seine Mutter nun auch seines Vaters Frau ist, er scheint derlei gar nicht zu lieben wie sein Vater und wird gewiß ein bürgerlicher, wackerer Geschäftsmann werden ohne doch trocken zu sein. Er ist äußerst lebhaft und lustig und hat Freude an schönen Wissenschaften, hängt kindlich an seinen Eltern und ist gegen uns Alle zutraulich und wir ganz charmirt in ihn." [1])

So berechtigte August zu den besten Hoffnungen, denn das Urteil der Charlotte von Stein aus dem Jahre 1801, daß der elfjährige Knabe „schon gewohnt sei, sein Elend zu vertrinken", ist nicht allein von grenzenloser Gehässigkeit diktiert, sondern geradezu lächerlich, ebenso wie die Äußerung: „Neulich hat er

[1]) Vergl. Briefe von Goethes Frau an Nicol. Meyer. Seite 15.

in einem Club von der Classe seiner Mutter siebzehn Gläser Champagnerwein getrunken und ich hatte Mühe, ihn bei mir vom Wein abzuhalten".[1])

Was aber lag den Widersachern Christianens näher, als sie an der Stelle anzugreifen, wo sie als Mutter am empfindlichsten sein mußte, an dem eigenen Sohn? Wie sie Christiane als Säuferin in gröblichster Weise verunglimpften, so August, der allerdings bisweilen an den mütterlichen Lustbarkeiten teilnahm, aber keineswegs in dem „Club von der Classe seiner Mutter" sich bewegte.

Von einer Verführung durch solche Vergnügungen war keine Rede, sonst hätte Schillers Wittwe, die ja gleichfalls zu den erbittertsten Gegnern Christianens zählte, gewiß nicht eingestehen können: „Ich wollte, er (ihr eigener Sohn Carl) folgte dem Beyspiel seines älteren Freundes August und gäbe so viel Hoffnungen für's Künftige" oder aber: „In der Freundschaft des lieben Sohnes (August) für Ernst habe ich manchen trost schon empfangen, denn es ist mir so lieb wenn die Söhne das Band das die Väter so schön verbunden, weiter ausdehnen . . ."[2])

---

[1]) Vergl. Briefe von Goethes Frau an Nicol. Meyer. Seite 15.

[2]) An Goethe. Mittwoch früh [2. Febr. 1814] Goethe-Jahrbuch VIII. Seite 43.

Und als August von der Reise zur Großmutter nach Frankfurt wieder zurückgekehrt, schreibt Goethe am 6. Mai 1805 an diese: „Nehmen Sie, liebe Mutter, tausend Dank für alles das Gute das Sie unserm August erzeigt haben... Dieser erste Versuch in die Welt hinein zu sehen ist ihm so gut gelungen daß ich für seine Zukunft eine gute Hoffnung habe. Seine Jugend war glücklich und ich wünsche daß er auch heiter und froh in ein ernsteres Alter hinüber gehe."

Wie aber führt sich August auf, als er nun völlig selbständig 1808 die Universität Heidelberg bezieht? Nicht anders, als es einem wohlgesitteten Jüngling geziemt, der dort „an dem Vossischen und Thibautschen Hause so gute Freunde gefunden"[1]) hatte. Würde andernfalls der jüngere Heinrich Voß an Goethe nach Augusts Weggange geschrieben haben: „Den Verlust Ihres August können wir nicht verschmerzen; mein Vater hatte ihn so lieb, wie Sie mich, als Sie mich nach Weimar hinzogen? Oft wenn es abends klingelt, meinen wir, es sei der liebe August."[2])

Und welche innige Mutterliebe spricht aus

---

[1]) Brief Goethes an August vom 5. Dez. 1808.

[2]) Gräf, Goethe und Schiller in Briefen von H. Voß d. j. Seite 107.

Christianens Briefen, die sie in jener Zeit ihrem Sohn nach Heidelberg sendet, welche treue Besorgnis, welch herzlicher Anteil, welche rührende Fürsorge:

„Lieber August! ... Sei nur fort brav und gut und lerne was, so wirst Du uns beide ganz glücklich machen ... Schreibe mir ja recht bald. Denn so lange als Du noch in Frankfurt warst, wußten wir, daß Du gut versorgt warst; aber nun sorge selbst gut vor Dich ... Leb wohl, denke fleißig an Deine Dich herzlich liebende Mutter.“[1])

„Ich dank Dir recht sehr vor Deine lieben Briefe, schreibe mir ja recht oft, denn Deine Briefe die machen mir in meiner Einsamkeit doch frohe Stunden .... Bei jedem Schritt und Tritt wünsche ich mir, wenn wir beide nur zusammen wären. Dein liebes Bild grüße ich alle Morgen und unterhalte mich mit ihm und freue mich schon voraus, wenn wir uns ... sehen werden .... Dein letzter Brief ... hat dem Vater sehr gefallen .... Nun bitte ich Dich, sei nur recht fleißig, daß der Vater Freude an Dir hat ... Sein einziger Wunsch ist nur, daß Du was lernen möchtest, und [das] hoffe ich von Dir ..“[2])

---

[1]) Den 28. April 1808. Goethe-Jahrbuch X. Seite 5 und 6.

[2]) Den 16. Mai 1808. Goethe-Jahrbuch X. Seite 6 und 7.

Goethe selbst ist des Lobes voll über die gute Führung des Sohnes und schreibt unter anderem: „Wir leben nach unserer alten Weise still und fleißig in allem etwas mäßiger als vorm Jahre, besonders auch was den Wein betrifft; wobey mir denn lieb ist, aus Deinem Briefe zu sehen, daß Du Dich auch vor diesem so sehr zur Gewohnheit gewordenen Getränk in Acht nimmst, das mehr als man glaubt einem besonnenen heitern und thätigen Leben entgegen wirkt . . “ [1])

„Ich freue mich Deines Fleißes, und es ist recht wohl gedacht und gethan, daß Du Dir die besonderen Halbjährigen Zeugnisse von Deinen Lehrern erbittest . . Ich vernehme von der Mutter, daß Du wegen Deiner rothen Backen Anfechtung hast, und daß es Leute giebt, die behaupten solche Farbe sey eben nicht grade ein Anzeichen guter Gesundheit. Ich hoffe Du wirst selbst von dieser Gunst der Natur, womit sie Dich bezeichnen wollen, einen bessern Begriff haben, und immer so fort leben, wie bisher, daß Du sie nicht verscherzest . . . [2])

Daß August also schon zu der Zeit ein „verdorbener Mensch“ gewesen, wie es Holtei behauptet, ist unwahr und unbegründet, wenngleich natürlich schon

[1]) Den 3. Juni 1808. Goethe-Jahrbuch X Seite 9.
[2]) Den 5. Dezember 1808. Ebenda S. 25 u. 26.

damals der Keim zu seinem späteren ausschweifenden Lebenswandel in ihm gelegen hat, nahm doch Thibaut an dem jungen Freunde seines Hauses bereits einen besorgniserregenden hektischen Zustand wahr. Für diesen aber die Mutter zur Verantwortung zu ziehen und ihr die Schuld beizumessen, wäre ungerecht. Ihre Feinde hinderte es selbstredend nicht, von ihrem verderblichen Einflusse zu schwätzen und sie mit härtesten Vorwürfen zu überhäufen, gleich als ob sie Schuld trüge an den verhängnisvollen Anlagen des Sohnes, die sich nach und nach zu den Leidenschaften der Trunksucht und Ausschweifung ausbildeten!

Mag August mütterlicherseits erblich belastet gewesen sein, da sein Großvater im Säuferwahnsinn starb, so kann dafür doch Christiane nicht verantwortlich gemacht werden, ebensowenig wie man sie deswegen zur Rechenschaft hätte ziehen können, wenn etwa aus ihrer Familie die Schwindsucht oder sonst eine erbliche Krankheit durch sie auf den Sohn übertragen worden wäre. Nicht also in der mütterlichen Erziehung und Beeinflussung ist die Ursache zu suchen für Augusts späteres haltloses Hin- und Herschwanken und fast an Raserei und Wahnwitz grenzendes Tun und Treiben, sondern in den ihm vom Schicksal bestimmten, angeborenen körperlichen und geistigen Wesenseigenheiten und Naturanlagen.

Übrigens suchte Goethe an ihm fortwährend zu meistern und zu kultivieren und übte dadurch unbewußt einen ständigen Druck aus auf das empfängliche und eindrucksvolle Gemüt des Kindes und Jünglings. Diesen Druck aber mußte August schließlich als etwas höchst empfindliches und lästiges verspüren und sich seiner Einwirkung zu entziehen streben. Und er tat dies, indem er in vorgerückteren, reiferen Jahren desto schrankenloser allen sinnlichen Genüssen huldigte und den Lastern in die Arme sich warf.

Dieser väterlichen Erziehungsweise setzte nun Christiane allerdings die mütterliche Nachsicht entgegen, bestrebt, etwaige Härten zu mildern, und beging damit einen Fehler, wie ihn unter hundert Müttern deren gut drei Viertel zu begehen pflegen. Der Vorwurf aber, sie habe nicht sittlich fördernd und hebend auf August eingewirkt, ist völlig ungerechtfertigt. Sie gab ihrem Sohne an sich selbst das schönste Vorbild, wie gesunde Frohnatur, gleichmäßig heitere Stimmung und unversieglicher Humor über die schwersten Stunden im Leben hinweghelfen, hörte nicht auf, den großen Vater als leuchtendes Beispiel in allem Guten ihm vor Augen zu führen und in dessen Lobe sich zu ergehen, und wurde nicht müde, durch Wort und Schrift immer wieder und wieder ihn zu ermahnen, den rechten Weg nicht zu verlassen und durch emsigen

Fleiß sie und den Vater zu erfreuen. „Sei nur fleißig und brav wie immer, so wollen wir Dich auch recht herzlich und freundlich empfangen.“ [1])

„. . schreibe nur gleich und laß mich wissen, wie es mit Deinen Studien geht.“ [2])

Als diese beendet, konnte Goethe freudigen Herzens dem Hofrat Thibaut nach Heidelberg melden: „Mein Sohn ist in diesen Tagen glücklich wieder zu Hause angekommen und sowohl sein Anblick als die Unterhaltung mit ihm hat mir viel Vergnügen gemacht. So viel ich beurteilen kann und seine Zeugnisse aussagen, ist er fleißig gewesen und hat sich gut aufgeführt.“ [3])

Das Verhältnis der Eltern zu dem Sohne war mithin das denkbar beste. Eine glänzende Zukunft schien dem Jüngling entgegenzuleuchten, doch schon wenige Jahre danach sollte das traurige Geschick sich erfüllen und Körper und Geist des vielversprechenden Mannes in Leidenschaft und Sinnlichkeit sich selbst zerstören. Dieser große Schmerz in seiner ganzen Schwere blieb Christiane erspart. Sie sah den geliebten Sohn schon ein Jahr nach seinem Fortgange von der Universität Heidelberg als Kammerassessor

[1]) Ende Januar 1809. Goethe-Jahrbuch X Seite 30.
[2]) Den 31. März 1809. Ebenda Seite 33.
[3]) Den 18. Oktober 1809. Ebenda Seite 44.

und bald als Rat zur Zufriedenheit der Vorgesetzten und des eigenen Vaters sein Amt verwalten, mußte aber in den letzten Zeiten ihres Lebens gleichwohl schon gewahr werden, daß die Hoffnungen, die man auf ihn gesetzt, sich nicht erfüllten. Auch sah sie noch die erwachende Liebe Augusts zu der hübschen, liebenswürdigen und geistreichen Ottilie von Pogwisch und versprach sich, gleich Goethe, von einer Heirat den günstigsten Einfluß auf ihren Sohn, der bald in stillem, dumpfem Brüten und Gram, bald in zügellosesten Lustbarkeiten jedwede Willenskraft und jeglichen Halt zu verlieren schien. Als Schwiegertochter Ottilie in die Arme zu schließen, wurde ihr indes nicht zuteil, weil deren Großmutter, die Oberhofmeisterin der Erbgroßherzogin, Gräfin Henckel von Donnersmarck, in Christianens Abstammung, Vergangenheit und Ruf ein unüberwindliches Hindernis erblickte und erst in die Heirat einwilligte, als der Tod die Vielgelästerte auch von ihren körperlichen Leiden befreite; und nicht lange ließ der Unerbittliche auf sich warten, denn im Jahre 1815 suchten abermals bösartige Krampfanfälle Frau Christiane heim.

Tiefbekümmert hierüber schreibt der Gatte an seinen Freund Willemer: „Ich habe viel gelitten, meine gute Frau war zwei Querfinger vom Tode.

Jetzt ist sie wieder auf den Beinen . . ." [1]) Allein die Besserung war nur scheinbar. Die Anfälle mehrten sich. In dieser trostlosen Zeit, da Goethe gewiß schon ahnte, daß bald auf ewig sein Liebstes ihm entrückt werde, greift er noch einmal zu Lob und Preis Christianens in die Saiten und entlockt ihnen Töne, wie sie lieblicher und inniger kaum dem Herzen entquellen können:

„Doch was im Garten
Am reichsten blüht,
Das ist des Liebchens
Lieblich Gemüt;
Da glühen Blicke
Mir immerfort,
Erregend Liedchen,
Erheiternd Wort;
Ein immer offen,
Ein Blütenherz,
Im Ernste freundlich
Und rein im Scherz."

Am 15. Mai 1816, drei Wochen vor Christianens Tode, widmet er ihr dies Liedchen „Frühling übers Jahr", und schon Ende des Monats erkrankt sie derart bedenklich, daß wohl zum erstenmal die laute Klage über „schwere häusliche Unbilde" des Dichters Brust sich entwindet.

[1]) Den 3. April 1815. Vergl. Creizenach, Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne v. Willemer. 3. Aufl. Seite 66.

Am 5. Juni vermerkt Goethe in sein Tagebuch: „Meine Frau in äußerster Gefahr. Mein Sohn Helfer, Ratgeber und einziger haltbarer Punkt in dieser Verwirrung.“ Tags darauf stellten die entsetzlichsten Blutkrämpfe sich ein. Die Schmerzen wurden so übermäßig, daß die Kranke die Zunge durchbiß. Fassungslos sank Goethe vor dem Lager nieder, auf dem die Geliebte im Todeskampfe sich wand, ergriff ihre Hände, sie mit Tränen netzend, und brach in die verzweifelnden Klagerufe aus: „Du wirst mich nicht verlassen, nein, nein, Du kannst mich nicht verlassen.“

Schon hat sie die Sprache verloren. Wehmütig lächelnd blickt sie noch einmal in des Gatten Antlitz. Da packt ihn, den Größten der Großen, in dem Gefühl menschlicher Ohnmacht des wildesten Schmerzes ganze Allgewalt. Ein Schrei, wie ihn nur ein solcher Augenblick hervorbringt, ringt sich los aus der tiefsten Tiefe seiner vor Jammer und Weh zusammengepreßten Brust. Nicht länger kann er den qualvollen Kampf mit ansehen. In Verzweiflung stürzt er fort. Man bringt ihm die Nachricht von Christianens letztem Atemzuge und der größte Schmerz seines Lebens trifft ihn. In seinem Tagebuche steht verzeichnet: „6. Juni. Nachts. Ende meiner Frau. Letzter fürchterlicher Kampf ihrer Natur. Sie verschied gegen Mittag. Leere und Totenstille in und außer mir.“

In einem Alter von nur einundfünfzig Jahren ward Christiane durch den Tod von des geliebten Gatten Seite gerissen. „Ihre Freundin, meine Schwester, ist nicht mehr", schreibt August Vulpius an Nicolaus Meyer. „Der Tod hat ihrer kraftvollen Gesundheit in einem schrecklichen Kampfe von 5 Tagen das Leben abgekämpft. Sie starb am 6ten (ihrem Geburtstage, in ihrer Geburtsstunde) Mittag 12 Uhr an Blutkrämpfen der schrecklichsten Art, für sie, und uns. Sie können sich vorstellen, wie zerstöhrt alles bei uns ist und umhergeht. Alle weinen, und ihr Mann ist fast untröstlich."[1])

Die Mitteilung, daß Christiane an ihrem Geburtstage gestorben, beruht übrigens auf einem Irrtum des Schreibers, denn nach Ausweis des Weimarer Kirchenbuches fällt er auf den 1. und nicht auf den 6. Juni. Auch ist das Geburtsjahr bisher meist fälschlich auf 1764 gelegt, während 1765 als das richtige Jahr anzusehen ist.

Es war „ein hartes und schreckliches Ende, welches die Frau genommen, ob man gleich voraussehen konnte, daß es über kurz oder lang so kommen müßte. Das Detail weiß G. selber schwerlich so wie wir, und zu seinem Glücke bleibe es ihm ferner ver-

[1]) Den 11. Juni 1816.

hüllt. Bey seiner Art zu seyn und zu leben wird er sie nur zu oft vermissen. Ob er gleich gefaßt erscheint und von allem andern spricht; so überfällt ihn doch mitten unter anderm der Schmerz, dessen Thränen er umsonst zurück zu drängen strebt".[1])

So schreibt Riemer am 9. Juni an Frommann, und Goethe selbst, der in allen ähnlichen Lebenslagen sonst die Herrschaft über sich und seine Gefühle zu bewahren wußte, an Boisserée: „Leugnen will ich Ihnen nicht und warum sollte man groß thun, daß mein Zustand an die Verzweiflung grenzt."[2])

Dem besten seiner Freunde, Zelter, teilt er am Begräbnistage, dem 8. Juni, in wenigen Worten das Ableben der Gattin mit und vermied es auch hier, wie späterhin bei seines Sohnes Tode, von einem Sterben zu sprechen: „Wenn ich Dir, derber, geprüfter Erdensohn, vermelde, daß meine liebe kleine Frau uns in diesen Tagen verlassen, so weißt Du, was es heißen will." Und als Alexander von Humboldt ihm in diesen Trauertagen seine Schrift: „Über Verteilung der Pflanzengestalten auf dem Erdboden" übersendet, dankt er ihm am 12. durch ein Gedicht „für das herrliche Heft, das zu sagen schien:

---

[1]) Vergl. Heitmüller, Aus dem Goethehause. 1892. Seite 239.

[2]) Den 24. Juni 1816.

Ermanne dich zu fröhlichem Geschäft!
Die Welt in allen Zonen grünt und blüht,
Nach ewigen, beweglichen Gesetzen;
Das wußtest du ja sonst zu schätzen,
Erheitre so, durch mich, dein schwer bedrängt Gemüt". [1])

Bedarf es noch weiterer, vollgewichtigerer Zeugnisse, um aufs deutlichste die trostlose Stimmung in Goethes Gemüt zu kennzeichnen, den Schmerz um die verlorene Gattin und die Sehnsucht nach der lieben Kleinen?

Gewiß nicht; und doch, was bedeuten sie alle gegen die tiefinnerlich empfundene, dem wundesten Herzen entsteigende Klage, die so recht allen Kummer, alles Leid, alles Weh zusammenfaßt in die wenigen Worte:

„Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die Wolken zu scheinen,
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen."

Ein köstlicheres Denkmal hätte Goethe seiner Christiane nicht setzen können. Die schlichten Verse reden lauter denn Erz und Stein, sobald wir nur tiefer in sie hineindringen und fühlen, was alles eigentlich hat Goethe zum Ausdruck bringen wollen, wenn wir nicht die Worte nur hören, sondern in ihnen das ganze Liebesleben noch einmal vor unserm geistigen Auge erstehen sehen. Dann sagen sie uns, daß Christiane dem Menschen und Dichter Goethe

[1]) Vergl. Heinemann, Goethe. 2. Aufl. Seite 657.

das gewesen, was er in ihr gesucht hatte — das liebende, selbstlose Weib, das in seiner bescheidenen rastlosen Tätigkeit des Dichters Eigenart wahrte und förderte, indem es vor allen lästigen Sorgen des Alltagslebens ihn fernhielt, seinem ins Unendliche dringenden Geiste durch nichts die Flugkraft hemmend und stets darauf bedacht, daß der Erdenstaub an seinen Schwingen nicht hafte und das Menschlich-Kleinliche aus seinem Wege geräumt werde.

Dessen müssen auch wir allzeit eingedenk sein, die wir an des großen Mannes Gedankentat noch immer fortarbeiten und dessen „Werke, wie man gesagt hat, ausreichten, die ganze Kulturarbeit der Menschheit noch einmal wenigstens in ihren Grundzügen auferstehen zu lassen, sollte sie anders irgendwie verloren gehen".[1])

Mit stiller Rührung sollten wir zurückblicken zu der vielverketzerten Christiane, einer Märtyrerin des Glücks, und ihr Dank sagen für alles, was ihre selbstlose Liebe nicht nur an dem Dichterfürsten, dem teuern Gatten, Gutes getan, nein, noch viel mehr für alles das, was sie unbewußt in treuer Pflichterfüllung der ganzen Menschheit genutzt hat! Und wahrlich, dieses ist nicht gering zu veranschlagen, denn wer anders als Christiane verbreitete um den Dichter

[1]) Vergl. Bölsche, Goethe im zwanzigsten Jahrhundert. 4. Aufl. Seite 32.

und im ganzen Hause jene behagliche und wohlige Stimmung, die einzig und allein das rastlose, unermeßliche Schaffen ihm ermöglichte?

Jahre auf Jahre vergingen; den Schmerz um die geliebte Abgeschiedene konnte Goethe so bald nicht verwinden und daher die Gemahlin seines alten Freundes Knebel noch vier Jahre später ihren Bekannten, von Both und Frau, erzählen, daß er den Verlust der Gattin noch immer nicht verschmerzt habe, woran sie die Bemerkung knüpfte, daß „die Frau sehr beneidet worden, und deshalb viel angefeindet und verleumdet" ist.

Und diesen Verleumdungen machte auch der Tod Christianens kein Ende, denn als wenige Monate danach Clara Kestner mit ihrer Mutter Charlotte den Dichter am 25. September besuchte, schrieb sie in einem Briefe vom 29. an August Kestner: „Auch Göthens und seiner Frauen Büste steht darin (im Gartenzimmer) von der wir abscheuliche Dinge hören mit denen ich mein Papier nicht beflecken werde, Gottlob daß sie todt ist, und doch, sollte man es glauben, ehrt er ihr Andenken mit Rührung."[1])

So hörten selbst nach Christianens Tode die gehässigen, bösartigen Stimmen nicht auf, laut hinauszuschreien, daß sie eine „ungebildete Person", „Köchin",

[1]) Vergl. Goethe-Jahrbuch XIV. Bd. Seite 287.

„Wirtschafterin" und „Trunkenboldin" gewesen sei, ganz unwürdig, die Gattin des großen Olympiers zu heißen. Wie es um diese Anklagen, die auch heute, nach bald einem Jahrhundert, nicht schweigen und immer wieder von Krittlern und Nörglern, empfindsamen Müttern und Töchtern erhoben werden, bestellt, ist wohl zur Genüge dargetan, also daß jedes weitere Wort sich erübrigt. So viel ist gewiß, daß kaum eine zweite Gestalt in der Literaturgeschichte in gleicher Weise als Zielscheibe den niederträchtigsten Verleumdungen gedient hat und so mit Haß, Neid und Verachtung verfolgt worden ist, wie Christiane von Goethe.

Auf sie passen so recht die edlen Goethischen Worte, welche der Generalsuperintendent Dr. Röhr am Sarge des Weimarer Dichterheroen den Leidtragenden ins Gedächtnis rief: „Wir leiden alle am Leben. Wer will uns, außer Gott, zur Rechenschaft ziehen? Tadeln darf man keinen Abgeschiedenen. Nicht was sie gefehlt und gelitten, sondern was sie geleistet und getan, beschäftige die Hinterbliebenen. An den Fehlern erkennt man den Menschen; an den Vorzügen den Einzelnen. Mängel haben wir alle gemein; die Tugenden gehören jedem besonders."[1])

[1]) Dr. Karl Wilhelm Müller, Goethes letzte literarische Thätigkeit ꝛc. Jena 1832. Seite 93.

In diesem Sinne wollen auch wir die Schwachheiten und Gebrechen, durch welche Christiane „der Natur ihre Schuld bezahlt hat, und die mit der sinnlichen Hülle begraben sind",[1]) nicht immer aufs neue ans Tageslicht hervorzerren, sondern den Vorzügen und Tugenden der Vielgeschmähten gerecht werden und der Lebensgefährtin des großen Dichters die Ehre geben, die ihr gebührt.

Wer aber nach Weimar pilgert, hinabsteigt in die Fürstengruft und an den Sarg tritt, der einschließt, was irdisch an Goethe war, der vergesse nicht, die bescheidene Grabstätte auch derjenigen aufzusuchen, die eines Goethe geliebte, treuergebene Gattin gewesen!

Südlich der St. Jakobskirche weist ein Stein in grünem Rasenplatze die Stelle, wo zur ewigen Ruhe bestattet worden

Christiane von Goethe.

---

[1]) Dr. Karl Wilhelm Müller, Goethes letzte literarische Thätigkeit ꝛc. Jena 1832. Seite 93.

M. Du Mont-Schauberg, Straßburg i. E.

Verlag von Josef Singer
Strassburg i. Els. und Leipzig

Vor kurzem erschienen:

Castelain, L. von, Veraltet. Schauspiel	Mk.	1.50
Corrado, L., Majestät Eros. Roman	„	2.50
Diedrich, K. G., Frauenrecht und Frauenrechtlerei	„	1.—
Dombre, R., Villa Hagestolz. Roman. Deutsch von F. da Costa	„	3.—
Feigl, L., Vom Lieben und Sterben. Skizzen	„	2.50
Friedberg, Johanna, Aus meiner Welt. Gedichte Mk. 1.50 geb.	„	2.50
Friedrich, Aug. Ad., In eigener Sache. Schauspiel	„	2.50
Fries, Karl, Liebeslieder. Gedichte	„	1.50
Greber, J., Der Klopfgeist. Lustspiel in 4 Akten	„	2.—
Haiduck, Ed., Gottesboten. Drama	„	2.50
Henschel, Anna, Am Kamin. Novellen	„	3.50
Hess, Ed., Kollegen. Schauspiel in 3 Aufzügen	„	1.50
Hochheiser, Fr., Aus tiefer Not. Schauspiel	„	2.50
Hoffing, J., Am Fusse der Karawanken. Gedichte	„	1.50
Klein, O., Abgründe. Erzählung	„	2.—
Klein, Dr. O., Goethes Kleine Freundin und Frau. Biographie	„	3.—
Kögel, Jos., Pflicht. Drama	„	1.—
Kückels, Robert, Pflicht und Liebe. Drama	„	1.50
Lorenzen, H., Das Bildnis. Novelle	„	1.—
Lüthgen, E., Sehnsüchte. Novellen	„	3.—
Mauritius, H., Richter Mensch. Drama	„	3.—
Müntzer, D., Lebensmai. Gedichte	„	2.—
Nast, K., Schnorrerschnurren. Novellen	„	2.—
Nelardey, L., Welkes Laub. Verse	„	1.—
Petzold, W. von, Wenn man jung ist. Gedichte	„	2.—
Pfeffer, J., Leichtsinn. Lustspiel	„	1.50
Rauchalles, K. A., Triumph der Liebe. Schauspiel in 4 Aufzügen	„	1.—
Sasse, B., Barthel, ein dram. Gedicht	„	3.—
Schickele, R., Pan, Sonnenopfer der Jugend. Gedichte	„	2.—
geb.	„	3.—
Schmidt, C. R., Würfel. Gedichte	„	1.50
Schreiber, L., Jungen und Mädchen. Roman	„	4.—
Schwarz, A., Plaudereien über Marseille, Nizza, Monaco-Montecarlo Mk. 3.—, geb.	„	4.—
Sil Vara, Babys Liebesgeschichte. Novellen	„	2.50
Soederberg, Gassenlieder. Gedichte. Deutsch von Max Bamberger M. 1.—, geb.	„	2.—
Strassburger, Egon Hugo, Von der Lieb. Gedichte	„	3.—
Vörösmarty, Csongor und Tünde. Deutsch von Dr. H. Gärtner	„	2.—
Withalm, H., Ecce Homines. Novellen	„	2.50
— — Verbrochenes. Gedichte	„	2.—
Zeiss, M., Ragnarök. Philos. Studie	„	2.—

UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LIBRARY

Due two weeks after date.
MAR 28 1914

30m-7,'12

YB 52297